

DICHTUNGSRING 43

Zeitschrift für Literatur

**Erweiterte
ONLINEAUSGABE**

Begegnungen

Impressum

Dichtungsring Nr. 43 Online, 2014

Gegründet 1981 von A. Knauth et al.

Herausgeber dieser Nummer

Francisca Ricinski-Marienfeld

Layout, Satz

Christian Knieps

Druck

Online-Ausgabe

Redaktion und Autorengruppe

Bernd Beißel, Sabine Bentler, Ulrich Bergmann, Werner Brand, Rainer Maria Gassen, Ines Hagemeyer, Alfons Knauth, Christian Knieps, Thomas Krämer, Rita Kupfer, Monika Lamers, Barbara-Marie Mundt, Theodor Payk, Francisca Ricinski-Marienfeld, Horst Saul, Susanne Schmincke, Gerd Willée, Gisela Zimmer

© Copyright bei den Autoren

Im Internet unter

<http://www.dichtungsring-ev.de>

Die Texte des Heftes werden (außer bei Einspruch durch Autoren) auf der Homepage des Dichtungsring veröffentlicht

Thema der nächsten Ausgabe

Irre (Arbeitstitel), Veröffentlichung der besten Texte für den Dichtungsring-Literaturpreis

Redaktionsadresse

Dichtungsring e.V., c/o Ulrich Bergmann,
Rudolf-Stöcker-Weg 26, 53115 Bonn
E-Mail: redaktion@dichtungsring-ev.de

Unveröffentlichte Manuskripte, möglichst digital, erbeten an die Redaktionsadresse. Bitte haben Sie Verständnis, dafür, dass wir kein Honorar zahlen können. Beachten Sie bitte die Hinweise für Autoren im Internet.

Preis dieser Ausgabe

Unter Beachtung des Copyrights frei downloadbar

Bankverbindung

Sparkasse Köln Bonn
BLZ: 370 501 98, Konto: 145 014 437
IBAN: DE 22 3705 0198 0145 0144 37
BIC: COLS DE 33

ISSN 0724-6412

UST-ID: DE 122661493

Editorial

Begegnungen – ein Thema mit einer gewaltigen Spannweite. Darunter konnten Schwingungen, Interferenzen von Bahnen, Beziehungsalchemien und haftende Erinnerungen, schicksalhafte Vektoren und noch vieles mehr Platz finden, auch wenn bei der beachtlichen Menge der Einsendungen für die aktuelle Ausgabe die Gefahr einer kunterbunten Beliebigkeit drohte. Die leichte Patchwork-Farbgebung aber verblasste und verschwand in dem Moment, als sich mir die Abfolge einzelner Texte oder Sequenzen (unabhängig von Gattung und persönlichen Stilmerkmalen) wie ein einzigartiges Langgedicht offenbarte, oder, um Urs Widmer zu zitieren, wie eine sich schlängelnde Geschichte „vom Leben, vom Tod und vom Übrigen, auch dies und das“, mit vielen Ausläufen und unterschiedlichen Ausgängen. Es geschah wie bei der Mündung mehrerer Quellen in einen größeren Fluss mit befruchtendem Delta. Aus disparaten, untereinander fremden Begegnungsgeschichten oder Szenarien, lyrischen Zeugnissen oder Streifzügen und Kunstbildern entstand – mit wenig Einwirkung von außen – eine kontrapunktische Ganzheit, mit den Eigenschaften eines mentalen Fluidums.

Aber nicht nur. Ein sinnliches Hinübergleiten in die Buchstaben der Seelen- und Körperlandschaften mag diese gleichzeitig absorbierende und durchlässige, multifokale Begegnung auch sein. Schattenwerfende Ereignisse und Lichtbögen in einer effektvollen Dispersion paaren sich hier nicht selten. Rätselhaft, melancholisch, reflexionsreich, skurril, surreal, zynisch, bedrückt, furchtsam wirken meist Blicke, Stimmen oder Gestalten derer, die ihre Begegnungen evozieren oder auf ein neues Etwas warten, aber nur das eigene Selbst treffen. Menschen, Bäume und Tiere, Liebende und Hasserfüllte, Zerstörer, Gescheiterte, Einsame füllen im Wechsel, neben himmlischen Mächten und seelenlosen Dingen, die symbolische Bühne, auf der sie atmen, sich hinaufschwingen und fallen, sich erinnern und sprechen und dann den Vorhang herunterziehen, um sich auf einen letzten Reigentanz vorzubereiten, mit der tröstlichen Vision einer Wiederkehr des Frühlings. Alles wirkliche Leben ist Begegnung, meinte Martin Buber.

In diesem Zusammenhang sollte auch die mehrsprachige Hommage an die verstorbene Dichterin Elisabeth Borchers rezipiert werden. Ebenso Alfons Knauths Nachruf auf Pierre Garnier, den pikardischen Poeten des Spatialismus. Zwischen 1989 – 2008 hat Garnier intensiv mit unserer Redaktion zusammengearbeitet. *Im Anfang war das Licht, L'Europe, 14 konstruktivistische Poeme, Ein Requiem, Ein Fragment*

der Welt, Vokal und Konsonant und *Der Arme Poet* heißen die von ihm in sechs Dichtungsring-Ausgaben veröffentlichten Werke. Die Fotocollage *Und dazwischen das Cembalo* in der jetzigen Online-Ausgabe will die Erinnerung an einen einzigartigen Künstler – den Organisten, Lyriker und Komponisten Peter Bares – festhalten.

Ja, Sie haben richtig gelesen: Neben dieser Printausgabe gibt es diesmal auch eine digitale Zusatznummer von ähnlichem Wert und mit analoger Struktur, die auf unserer Website erschienen ist. Denn es gab so viele interessante Texte und Bilder, die sonst in unserem Archiv oder sogar im Papierkorb gelandet wären. Ein anderer Herausgeber hätte wahrscheinlich eine andere Auswahl getroffen. Feste Beurteilungskriterien und persönliche Affinitäten agieren quasi immer zusammen. Mein Dank richtet sich jedoch an alle Autoren aus Deutschland und anderen europäischen Ländern, die uns ihre Werke zugesandt haben!

Schon beim Entwerfen hilfreicher Hinweise und Anregungen zum Thema *Begegnungen* oder bei der Festlegung meiner Vorgehensweise, vor meiner allerersten Beschäftigung mit den erhaltenen Texten, wusste ich, dass kein Thema sich völlig ausschöpfen lässt. Daher lade ich die Freunde unserer Literaturzeitschrift dazu ein, diese meine Fassung und Auffassung mit ihren eigenen Vorstellungen und Inhalten virtuell zu bereichern und weiterzuführen, auch wenn die Texte dieser Ausgabe keine Volksballaden sind und auch keine Sagen.

Francisca Ricinski-Marienfeld

Inhalt

Valentin Moritz Tritschler	Haselnußschweif	7
Alke Stachler	Ohne Titel	10
Ronald Pacholski	Von Tieren, Träumen und Trampeln	11
Astrid Jahns	Traumverloren wie ich bin	17
Renate Sattler	Hayastan	18
Robert Schaus	Texte	20
<i>Michael Johann Bauer</i>	<i>Allabendliche Animositäten (Grafik)</i>	24
Andrea Temme	Rundgefunkt	25
Angelika Pauly	Abgeschaltet	28
Manuel Zerwas	Mister Jones	32
<i>Astrid Jahns</i>	<i>Wie Sie sehen, kann ich Sie nicht sehen (Collage)</i>	40
Britte Soedersen	Kronkorken	41
Nicole Makarewicz	Niemandskind	45
Tengis Khachapuridse	Die Schauspieler	49
Sabine Bartsch	Briefe eines Unbekannten	53
Renegald Gruwe	„Er“	60
Dorothea Reinecke	Über der Fläche	62
Nadia Kraam	Begegnungen	63
<i>Marlies Blauth</i>	<i>Im Wind (Mischtechnik)</i>	65
Katja Vogel	Handvoll Zeit	66
Anna Drujan	Der Spiegel	71
Daniela Schmidt	Monsieur Jacques	73
Steve Hoegener	Feldberg	75
Christoph Leisten	consensual	78
Olivia Thieme	Champagner statt Earl Grey	84
<i>Bernhard Hagemeyer</i>	<i>pega busu (Foto-Grafik)</i>	88
Alexander Weinstock	Liebeslied	89
Clemens Schittko	Morgens halb zehn in der Zeitung	91
Caroline Meyer	zwischenzeitig	93
Marlies Blauth	Nature morte	95
<i>Christian Knieps</i>	<i>Kreise (Grafik)</i>	96
Linn Hansen	Moll-Pentatonik	97
Nannah Rogge	Wo Emma ist...	105

Gesine Haerting	Das Brötchen	114
<i>Ulrich Bergmann</i>	<i>Obsession (Collage)</i>	116
Anneliese Rieger	Nach Zwölf	117
Annabell Jimenez	Bitter ist besser	119
Ilija Matusko	Spuren	121
Herwig Haupt	Kind und König	128
Siegfried Mundt	Im Wagen meines Schwagers	129
Marlene Schulz	Siebzehn Jahre	132
Sabine Bentler	Leichenschmaus	136
Dorothea Reinecke	Ohne Ort	140
Tanja Hanika	Die wahre Geschichte vom bösen Rotkäppchen	141
Katja Kutsch	Wie sie das immer machte	144
Klaus Knoll	Vom Opfer zum Überlebenden	148
<i>Ulrich Bergmann</i>	<i>No more! (Collage)</i>	154
Micaela Daschek	Zobel	155
Veronika Balaj	Messe im Vatikan	164
<i>Francisca Ricinski</i>	<i>Bei den ausgebliebenen Heiligen (Fotografie)</i>	165
Ulrike Klein	Das Wort vom Kreuz	166
Maria Schmittner	friedensappell (<i>Zeichnung: Bernhard Schwarzwald</i>)	167
Susanne Brandt	Und immer werde ich wiederkommen	168
Peter Schwendele	Vegas, Baby	171
<i>Francisca Ricinski</i>	<i>Und dazwischen das Cembalo (Fotocollage)</i>	175
Sarah Kayß	Ich bin ein Körnchen Sand	176
Autoren, Übersetzer, Bildkünstler		178

Valentin Moritz Tritschler

Haselnußschweif

Der strolcht. Der stromert. Die Kreuzung hinterm Hohlweg kennt er gut; wüste Schlachten hat er hier gefochten. Jetzt nur noch die steil abfallende Teerstraße runter, den Wald schon bald im Rücken, seine Geräusche noch im Ohr, froschleicht die Tümpel, Moose, Farne zwischen den Fingern und das zitternder Dolinen heiße Schrecken in den verkrusteten Bubenknien. Weil er doch immerzu fassen und sich suhlen muss.

Der rast. Rennt jetzt, jagt, saust, peest die Straße runter. Den Haselnussschweif schleift er hinter sich her, peitscht auf die Steinchen in den Bordsteinspalten, weiß zu enthaupten das Löwenzahngewächs. Der Dreckschmierige mit den roten Wangen und unter dem Schnauf da klebt der Trotz und sie haben's nicht mehr weit, er und die bäumekrönende Sonne; nur noch hinweg über das Plätschern des Spätsommerrinnsals hinter Nachbars Haus – da spuckt er den bösen Blick in den Blumenkübel und dann schnellschnell! – doch schon ist er die Treppe raufgestürmt, durch die offene Tür hinein – zu Haus, daheim.

Ich folge ihm. Und der Vorhang zur Wildnis Welt fällt hinter ihm und mir. Ich folge ihm, dem Rieseln des getrockneten Ackerschlamms, dem sachten Fegen des Haselnusssprosses, der unter die Schränke flüstert, was zuvor noch zwischen Sohlen krustete. Ich folge seiner Spur, vorbei an Fremdvertrautem, wo es klimpert den Spalt hindurch, wo der Kachelofen das Wohnzimmer wärmt und zwischen dem Blinzeln der Momente die herrlichsten Gerüche; und die Mutter die Schürze, der Vater die Zeitung, die Geschwister irgendwo; der Haselnussschweif jedoch, der streift schon wieder um ganz andere Ecken, andere Stufen hinauf, den Gang entlang, wo die Leiter aus der Decke schnellte. Dort oben, unterm Dach stapelstülpen sich mit alten Laken Kartons und Bücherkisten zu einer Landschaft versteckter Winkel. Dort, in der Ecke zuckt ein nussiges Rascheln über die Spielzeugeisenbahn und auf Gleise gefesselte Dinosaurierkuscheltiere, hinab in so einen Höhlenschlund. Ich folge ihm, wohin es sich düster bläht unter dem Wehen der Leinen.

Den Weg durchs Labyrinth kennt einzig er. Erinnerung aber lässt mich zu ihm aufschließen. Wenngleich die Kartonwände jetzt ganz eng. Dann die Traumfänger, die lauern schon. Doch der Gang mündet in einem lichten

Lakenraum, wo der Dreckschmierige zufrieden sein Werk betrachtet: Unter dem Haselnussschweif hebt sich jetzt zu neuem Stolz ein Leinenzelt in luftige Höhen, erleuchtet vom Untergang der Sonne hinterm Dachbodenfenster. Mein Blick klettert schweifauf, scheifab und schwindelt sacht, denn endlos wird der Raum mir plötzlich. Und am Ende des Schweifes, dort wo er auf das Laken trifft, sehe ich mich gespiegelt mit großen Augen und ihr schwarzer Sog lässt mich taumeln und fängt mich wieder auf ... Und dort oben, in letzter Ecke der Lakendecke, wo der Haselnussschweif sie streift, begegne mir in der Zeitlosigkeit meiner Rückkehr.

Und Lichtknospen platzen ruhig vor Augenlidern, abprallende Jahresringe hinterlassend, wenn er und ich die Nacht erwarten, die uns zueinander führt.

- - -

Wach auf, ruf ich ihn, der schlafend liegt, ich will, dass du aufstehst, hörst du? Du musst aufstehen, raus da, raus aus deinem Labyrinth, bevor dich deine Jugend einholt, sonst wird es eng – sie greifen schon nach uns! Geh, aber lass mich dir noch einmal folgen ... Er blickt mich an – ganz kurz nur – vom geteilten Traum geschwärzt die Augen. Unsere Nähe immer ferner ... Dann reibt er sich geschwind den Schlaf und die Erinnerung hinaus und krabbelt auch schon ans Licht.

Im Dachbodenfenster geht die Sonne auf. Nun schnell die Leiter runter, vorbei an den Schlafzimmern der Geschwister. Und die Eltern? Leise, leise, ob sie da sind? Sich nur schlafend stellen? Doch da hat er schon die Jacke und die Schuhe angezogen und ist ohne jede Spur davon. Mit gerötetem Gesicht und ernstem Blick betritt er seine Bühne.

Da rennt er die Teerstraße zum Wald hinauf, biegt ab bei der Kreuzung am Hohlweg links und dann aufs freie Land getreten, den Feldweg weiter, immer weiter, über Äcker, Weiden, Wiesen, durch Maisfelder und einmal um die ganze Welt – wieder in den Wald hinein und verschwunden sein wie die Sonne hinter den Wipfeln, im Schattenspiel ... Und im Wald wachsen Moose über abgestorbene Baumstammleichen, graue Rauchpilze explodieren und in den Wassern der Waldwegfurchen ist was los, sitzen die Molche und der dicke Kröterich, verstecken sich, wenn er sie besucht. Die Hoffnung auf das Feuer des Salamanders und das giftige Kreuz der Schlange ist, was ihn treibt, dann ein

Rascheln im Busch und Unterholz, er hinterher, hinab in die Dolinen, rein in die Unkenntlichkeit, vielleicht eine verirrte Höhle. Doch Verirren ist im Wald unmöglich, weil der keine Wege, keine Ziele kennt, nur Bäume, Stillstand und Bewegung, Stille und Geräusch, Ebene und Steigung und wenn wer einen Berg erklimmt, dann sieht er die Umgebung.

Und ich folge ich ihm, über die Baumgrenze hinaus, wo aus Wald bald Weide wird und wo der rotznasige Suhler mit dem Schlamm in allen Poren seine staunende Entdeckung macht: Auf der Hügelkuppe erhebt sich ein überwucherter, alter Backsteinbau, hoch und schlank, in verlorener Erhabenheit über dem Meer des Waldes. Ein Loch im Zaun ist ein Loch im Zaun und eine verschlossene Eingangstür ist nicht die Kette an der Kellerklappe, denn diese geht unter Steinwürfen bald scheppernd entzwei. Da schlüpft er rein, durchforstet, greift, wirft weg, was lange weilt und packt sich die Taschen voll mit Flaschendeckeln und Getier.

Vom Keller geht's im Kreis hinauf unters Dach. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Eimer, Jahre, dass hier niemand mehr wacht. So wuchs was aus der vermoderten Matratze, das durch ein Loch in der Decke die Sonne sucht und sie in Laternenknospen nachts gefangenhält.

Noch ein Mal, ein letztes, ruf ich ihm zu: Lass ihn schweifen deinen Blick! Das ist deine Bühne. Schneid ihn ab, schleif ihn nach Haus, die Moose zeigen dir, wo lang, lauf los jetzt und halt nicht an – strolchen sollst du erst am Hohlweg wieder.

Alke Stachler

nachts fällt ein schwarzes knacken
aus dem schrank im wald
möchten wir uns verlieren im wunden
schatten eines tür flügels im harz
liegen wo sich die fasern falten als ein
splitter im durchwirkten raum die nacht
ein holunder kratzen ist der ganzkörper
spiegel ein silber blatt flitter
unter die borke gefällt

ein schauen das an tinte grenzt
& jeder baum ein gestell ein pfützen
sturz ein sehnen eine kitsch
sekunde lang ein umklappen ins kristalline
ins papierne ein sich aufheben
in der vernähung mit stücken von
wolke als reale option selbst
mit vexierbild

Ronald Pacholski

Von Tieren, Träumen und Trampeln

Beinah riss es mir den Boden unter den Füßen weg. Der Mittelstreifen glich für Sekunden Wellenlinien nach einem nächtlichen Gelage. Genau dieser Mittelstreifen teilte den Asphalt zwischen den Birken an den Straßenseiten in zwei Teile wie zuvor der Fluss die Felder, nächtlicher Rastplatz meiner Tour. Unter freiem Himmel mit Zelt und Schlafsack, Tee, Wasser, Salami und etwas Brot, weit ab von Stress und Regeln damals.

Es war ein kurzer Stoß in den Rücken, ein leichtes Taumeln, mein Körper kurz ohne Halt, ehe ich mich fing und das verschwommene Weiß auf der Fahrbahn wieder einer geraden Linie wich. Ich fuhr herum, schmal der Graben hinter der Leitplanke und mit Gras bewachsen, dazwischen Löwenzahn mit Blüten und glitzernden Regentropfen der vergangenen Stunden. Auge in Auge, wir zwei, von einem Blau erfüllt der fremde Blick wie an sonnigen Tagen das Blau über dem Horizont, schwarze Punkte im Zentrum der beiden Ovale. Ein Hecheln fast lautlos, durchnässtes Fell und feucht die Schnauze. Die Zunge unter den Nasenlöchern, rosafarben, verwehrte den Blick auf die Zähne. Im Nacken ein schlammverkrustetes Halsband aus braunem Leder mit gerissener Kette. Etwas Husky darin und ein wenig Schäferhund, ein Kind der Liebe, die Mischung macht's.

Der Regen hatte schon länger nachgelassen und nun völlig aufgehört. Trotzdem hing ein schneeweißes Wolkenmeer auf Halbmast, während ich die sieben Glockenschläge einer Kirche in der Nähe vernahm.

Und während ich niederkniete, auf Augenhöhe mit dem Tier und die Hand im Fell, die spontane Frage nach dem Warum, einem entlaufenen Hund zu begegnen, der mit all seiner Kraft Ketten zerreißen konnte, die solche Alleingänge doch vermeiden sollten. Und die Frage, wieso mir das Hecheln dieses Tieres in meinem Rücken entgangen war. Und noch andere Fragen, doch die meisten habe ich vergessen.

Ich weiß nicht, ob Sie verstehen, was ich jetzt erzähle, doch ich versuche es. Immer, wenn meine Kraxe am Anfang einer Tour an der Leitplanke lehnt, lasse

ich die ersten Fahrzeuge an mir vorüberziehen. Ohne ein Zeichen mit dem Daumen und ohne auf das Schild mit dem Reiseziel zu weisen, das ich in der Hand habe. Eine Art Ruhe und Gelassenheit verspüre ich alsbald, vermischt mit der Zwanglosigkeit eines Wilden, einem Gefühl, als Individuum den Ketten des Alltags zu entkommen und für einige Stunden so zu sein, wie ich es möchte, obwohl ich doch wahrhaftig jederzeit in Ketten stecke. Ein Drang nach Freiheit würde ich sagen, ein Verlangen, das sich nicht beschreiben lässt. Ein Dahintreiben wie der Wind, aber vom Wind umgarnt und vom Wind getrieben. Egal wohin. Und wenn ich es möchte, lasse ich mich fernab der Straße fallen, um dem Wind zu trotzen und den Wolken, vom Wind getrieben, bei der Arbeit zuzuschauen. Dabei die Gedanken fließen lassen, wann und wie sie wollen. Gelegentlich die Augen schließen, um den Himmel danach neu zu entdecken. Am Tag und in der Nacht, wenn die weißen Schleier mit dem sanftem Blau verschmelzen. Wenn die Sonne am Horizont wie Feuer lodert, um dann zu versinken. Wenn das Zählen der Sterne sinnlos scheint, weil allein der Anblick berauscht und glücklich macht. Dann fühle ich mich dem Himmel ganz nah, ohne einen Gipfel erklommen zu haben.

Das Schild in der einen Hand, die andere im Fell des Tieres kniete ich, ein Motorengeräusch und ein Quietschen auf dem Asphalt, das Kurbeln einer Fensterscheibe und die Worte einer Frau. Unsere Wege seien wohl gleich, noch ein Stück weiter müsse sie, nette Begleitung immer willkommen, einsteigen bitte. Ich drehte mich um, ihr Blick auf mein Schild gerichtet, sie mochte so um die Fünfzig sein, in ihrem Gesicht ein offener Blick mit einem freundlichen Lächeln. Eine Hornbrille mit beigefarbenem Rahmen, die Augen größer als sie waren, im Einklang mit dem angegrauten Haar und den Falten auf der Stirn. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass so schnell ein Auto hielt. Mir tat sich die Frage auf, was ich tun sollte, denn ich war nicht mehr allein. Meinem plötzlichen Begleiter schien dies egal, kauerte auf den Hinterpfoten, meine Hand noch immer im Fell. Die andere Hand am Türgriff und noch einmal ihre Aufforderung zum Einsteigen. Der Hund zuerst sagte sie und ich grübelte, was soll ich jetzt sagen? Was wäre das Richtige? Vielleicht wurde irgendwo gerade ein Napf von Kinderhand gefüllt? Oder jemand war schon auf der Suche nach ihm? Wie er denn hieße und das Grübeln nahm zu, auch noch diese Frage und für mich die nächste Frage, Hündin oder Rüde, als wenn ich das wüsste.

Unser Leben verlangt Entscheidungen, öfter, als uns lieb ist. Sie kennen das auch, nur ein Beispiel für Stress und Regeln, einer Form der Ketten, Verpflichtungen und Verantwortungen, die unserem Freiheitsdrang die Grenzen zeigen.

Doch die Entscheidung wurde mir abgenommen, als der Beifahrersitz nach vorn klappte, der Hund vorbeihuschte, ehe ich etwas sagen oder tun konnte. Einen Namen, dachte ich, woher so schnell einen Namen, aber es war eine Hündin, ich sah es, als sie sich auf der Rückbank streckte.

Ob wir schon lange haben warten müssen, so die häufigste aller ersten Fragen nach dem Einsteigen in fremde Autos, um Gespräche zu beginnen. Ein Blick auf die Uhr, ich verneinte und ergänzte, es sei das erste Auto an diesem Morgen überhaupt, das ich gesehen, schnell korrigierte ich, das wir gesehen haben. Sie gab mir die Hand, sie sei Clara und sagte, dass ich ihr noch den Namen des Hundes schuldig sei, auch nach meinem Namen fragte sie. *Akbara* ging mir durch den Kopf, ganz spontan, *Akbara*, die Wölfin aus Aitmatows *Richtstatt*, doch ich sagte *Sora*, den Namen einer Nachbarshündin aus meinem Heimatort. Sie schien zufrieden, nickte und lächelte, während Sora die Augen schloss und unsere Fahrt begann.

Ob sie gut aussehe, völlig überraschend diese Frage nach einigen Minuten und die Bitte, sie anzuschauen, dabei lachte sie auf wie ein junges Mädchen, das sich über eine einsame Kornblume am Wegesrand freut. Ohne auf eine Antwort zu warten, fügte sie hinzu, sie habe ein Date, ein Wiedersehen der ganz besonderen Art, ein Wiedersehen mit jemandem, den sie noch nie gesehen habe. Nur noch drei Stunden, sie sei gespannt. Ihre Hände seien feucht und das Herz müsse ich doch hören. Und ich meinte zu ihr, viele winzige Schlaglöcher zu spüren, doch der Asphalt sei neu und wieder das Lachen eines jungen Mädchens. Dann eine längere Pause, in der sie mich mehrmals von der Seite ansah. Sie schien völlig von ihren eigenen Gedanken gefangen genommen, wohl unschlüssig, ob sie weiterreden sollte. Dabei hatte das Lächeln an ihren Lippen Anker geworfen, während sich die Fahrbahn ein wenig krümmte, wie es Straßen entlang der Felder und Hügel tun. Kiefernbewachsene Berge erhoben sich neben uns in den wolkenverhangenen Himmel. Jetzt kamen uns häufiger Autos entgegen, auch einige Laster waren darunter. Das Internet mache es möglich, ein Hoch

auf die Technik, sagte sie fast zu sich selbst und dann strömten die Wörter ohne Punkt und Absatz mit ein paar Tränen dazwischen aus ihr heraus. Ihre Stiefmutter sei gestorben. Als Kind bei ihr gelebt, ohne selbst Kind gewesen zu sein, vor einem halben Jahr der Tod, sie beschrieb die letzten Stunden an ihrem Bett. Als Erwachsene ging sie ihre eigenen Wege, Schule, Beruf, Familie, Haus, kaum Zeit für sich selbst und für eigene Bedürfnisse, sie kannte es ja nicht anders. Bis, ja bis zum Tod der Stiefmutter. Die üblichen Dinge dann, von Trauer umgarnt, ehe der Alltag wiederkehrte. Der Nachlass, das Erbe und dann eine faustdicke Überraschung.

Eigentlich müssten sich Tramper ähnlich wie Ärzte oder Theologen Schweigepflichten unterwerfen, Gründe gibt es viele. So manche Hemmschwelle verschwand während gemeinsamer Stunden in fremden Autos. Bei Menschen, die ich zum ersten Mal sah und denen ich später nie wieder begegnet bin. In einem engen Gefährt, zwei Sitze dicht an dicht, ein Dach darüber mit Blick auf die Straße und einem Ziel vor Augen. Dann wird viel erzählt über Dinge, die man sonst für sich behält. Ein Vertrauen breitet sich aus, das sich ähnlich schwer beschreiben lässt, wie das Verlangen nach Freiheit.

Sie rang nach Luft ehe die Frage kam, wieso sie ein Leben lang nicht wusste, dass es einen Zwillingbruder gab. Einen Menschen ohne leibliche Mutter wie sie. Und der bis vor wenigen Wochen auch nicht ahnte, dass er eine Schwester hatte. Ich hielt den Atem an und von der Rückbank schob sich eine feuchte Schnauze zwischen den Vordersitzen hindurch, nur kurz, so, als wolle Sora Anteil nehmen an dieser Geschichte. So, als habe sie gelauscht und alles verstanden, als habe auch sie etwas zu erzählen. So, als wolle sie trösten, falls der Moment dafür käme. Denn Tiere haben dieses Gespür. Ich dachte an mein bisheriges Leben, an das Glück als meinen Begleiter. Eine behütete Kindheit für meine Schwester Helene und mich mit Schabernack, Gutenachtgeschichten und Sonntagsfrühstück im Bett mit den Eltern. Schneehütten und Buden bauen. Erinnernte mich, wie wir unserem Kater Sindbad einen Hühnerschenkel an den Schwanz banden und unseren Spaß hatten, bis Mutter das bemerkte. Wie der Chemiebaukasten zum beliebten Spielzeug wurde, Eisenspäne und Salzsäure, das Kinderzimmer gleich einer Giftküche bis Mutter auch da einschritt. Und ich dachte über Clara nach, dann über ein Hundeleben,

beneidete Sora ein wenig bei der Vorstellung, inmitten anderer Welpen aufgewachsen zu sein, frei von Zwängen, frei von Verpflichtungen und Verantwortung, selbst im Kampf gegen die Kette war sie der Sieger, fragte mich, ob sie Welpen habe säugen können. Also doch kein Leben ohne Verantwortung und Zwänge, während sich ihr Kopf zurückzog, als habe sie genug gehört.

Nun war Clara auf dem Weg, der Bruder kam immer näher, ein Foto aus der Handtasche, liches Haar, grau, Brille, das sei er. Doch das hätte sie nicht sagen müssen. Ich schaute sie an und sie musste mein Staunen von der Seite gespürt haben, ohne den Blick von der Straße abzuwenden, denn ich sah das Lächeln auf ihren Lippen.

Wir hatten längst die Autobahn erreicht und die Schilder auf der rechten Seite verrieten, dass sich bald unsere Wege trennten. Eine Kolonne von Lastern fuhr vor uns her, schwer zu überholen, ständig blockierte einer von ihnen die linke Spur. In Erwartung, das Wochenende mit der Familie zu verbringen. Ohne Stress und ohne die Verpflichtungen auf der Straße.

Ich schaute durch die Windschutzscheibe, ließ Claras Worte auf mich wirken. Spürte das Pochen meines Herzens, obwohl es nicht um mich ging. Wollte teilhaben an dem Moment, wo sich die Beiden zum ersten Mal sahen. Ein Film spulte in mir ab. Der Wagen am Straßenrand. Daneben Clara und ihr Bruder, weinend fallen sie sich in die Arme. Und lachen trotzdem wie Kinder, die eben mit geklauten Kirschen durch die Lücke des Nachbarzauns gekrochen sind. Als hätte es die Jahre vorher nie geben. Er schaut sie an und streicht ihr durch das Haar, hält dabei ihr Gesicht. Gemeinsam genießen sie den Moment.

Ich dachte wieder an früher, an die Zeit mit Helene und spürte, dass ich meine Schwester nicht missen wollte, obwohl bei uns oft die Fetzen flogen. Denn meistens hielten wir zusammen. Wie Geschwister eben.

Nur selten hatte ich im Laufe der Jahre schweigsame Fahrten erlebt, selten aber auch solche Gespräche, Menschen, die mir in so kurze Zeit so nahe kamen wie sie. Alle ihre Wünsche sollten in Erfüllung gehen, dachte ich. Ein besonderer Tag sollte es für sie werden mit neuen Träumen.

In Gedanken versunken, hätte ich beinahe die Ausfahrt verpasst, doch die herannahende Raststätte holte mich aus den Träumen. Ich wollte weiter, von nun an wieder allein. Den Freiraum nutzen, dieses Band zwischen Alltag und Ruhe. Genau, Freiraum war das richtige Wort, eine Art Balance, die sich aus Freiheit und Verpflichtung ergibt. Denn die wahre Freiheit, ohne Pflichten, hat keinen Platz in unserer Welt. Aber dann tauchte sie von hinten wieder auf, sie, die feuchte Schnauze und die Frage, wie es weitergehen würde mit uns beiden.

Es war spät an der Raststätte, die mich festhielt wie die Pole zweier Magneten auf einer der zahlreichen Bänke zwischen Motorrädern und Reisebussen. Meine Gedanken kreisten. Clara sicher schon angekommen und Sora plötzlich weg. Einfach hinter der Leitplanke war sie verschwunden ohne zurückzukehren. Ließ mich seit Stunden warten, obwohl ich nicht hätte warten müssen. Spurlos aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn. Ich machte mir Sorgen. Fragte mich, wann sie wiederkäme. Ob sie wiederkäme, warum sie nicht wiederkam. Dachte an den vollen Futternapf und an die Kinderhand. Dachte an das andere Ende der zerrissenen Kette und an die wahrscheinlich traurigen und besorgten Gesichter bei ihr daheim. Fragte mich, ob sie den Weg dorthin wieder finden würde. Und plötzlich fühlte ich mich sehr einsam mit meinem Daumen und meinem Freiheitsdrang.

Astrid Jahns

Traumverloren wie ich bin

Viele Geigenkästen habe ich durchwandert
Aber den sichelblanken Mond
Noch nicht finden können

Müde bin ich nun
Doch es fällt mir schwer
Meine Lider zu schließen

Nebelwände steigen empor
So hoch, dass ich sie mit keinem meiner
Müden Gedanken erklimmen könnte

Traumverloren wie ich bin
Irre ich stundenlos umher
Und durchstreife die Nächte

Dornröschen möcht' ich sein
Um wach geküsst zu werden
Von einem, von dem ich einmal träumte

So wandere ich weiter durch dunkle Nächte
Auf der Suche nach einer Spindel
An der ich mich stechen kann

Renate Sattler

Hayastan

I Überlandfahrt

Aus der Erde geschleuderte Steine,
Vulkansplitter und Mauerreste
zwischen Ziegen und Schafen
auf turmalingrüner Steppe
geht ein Hirte seiner einsamen Arbeit nach.
Kaukasusberge atmen Schwaden in die Wolken
und im Dorf mit Bauwagen und Katen
blühen Aprikosenbäume.
An der Straße nach Jerewan hat jemand
den Bronzebauch des Sportlers entführt.

II

Matenadaran

Treppan steig ich zum Denkmal
Mesrop Maschtoz', übergroß lehrt er
sein armenisches Alphabet dem Schüler,
steige höher über die Stadt und
trete durch das orientalische Bronzeportal ein
in den Berg, der die Handschriften hält
aus dem Katholikar in Etschmiadzin.
Kriege mit Persern und Parthern,
Kamele auf der Seidenstraße
sind aufs Leder gebannt, illustriert
mit Figuren aus Gold, Lapislazuli und Purpur.
Die Treppe unterm blauen Teppich
führt mich ins Freie.

Robert Schaus

Texte

Ich fühlte mich wohl, leicht, unbeschwert in dem dunstigen Schleier, der mich umwarb. Ich taste ihn ab. Fand weder Boden noch Rand. Fühlte, wie ein Wind mich bewegte, erhob, mich hinaus trug in den Nebel einer unzergliederten Zeit. Weder Sonne noch Mond zeigten mir einen Weg. Die Brise hob mich empor über Worte, Gesten, Jahre mit ihren abgezählten Tagen, zerstückelten Stunden. Meine Narben begannen zu schmerzen. Die Winde mich hin und her zu zerren, wütend, rasend bis die Zeit sich öffnete und ich erschöpft zu Boden fiel. Dort kamen vier kleine Kinder lächelnd auf mich zu und richteten mich auf.

Ich stand auf einem Trottoir vor einem Fernsehladen. Auf dessen Bildschirmen eine kleine Gruppe in eine versteckte Kamera schaute. Unter ihnen einer wie ich. Ich schnitt dem Mann auf dem Bildschirm eine Grimasse. Sie wurde erwidert. Die Männer und Frauen im Fernseher, in deren Mitte ich stand, lachten mich aus, begannen mich zu beschimpfen, zu bedrängen. Ich dachte: „Hier musst du raus!“ Rannte nach vorne. Mit dem Kopf gegen das Schaufenster. Es flog in tausend Scherben. Ich saß alleine auf dem Trottoir, als vier kleine Kinder mich umringten und mir auf die Beine halfen.

Ich stürzte kopfüber in den Brunnen wie in einen Traum. Entlang der Mauer liefen Bilder, die über Jahre Platz in meinem Kopf gefunden hatten. Eine große Stille trug mich nach unten. Hielt mich in der Waage. Ich schwebte hinab. Zwischen den Bildern nahm ich mein Lächeln wahr. Meine Lippen versuchten Wörter hervorstustoßen. Als Luftblasen gingen sie in den Sonnenstrahlen unter, die schräg in den Schacht fielen. Ich schaute nach unten. Sah mein bewegtes Spiegelbild auf der gewellten Wasserfläche mir entgegenkommen, rief um Hilfe und blickte nach oben. Dort auf dem Brunnenrand saß ein kleines Mädchen, das mir lächelnd ein Seil zuwarf.

Verbrüdet mit dem Tag und seinen Stunden in bunten Farben, aus denen du ein Versprechen nach dem andern hervorlockst. Sie vor dir hintreibst, wie

damals. Erinnerst du dich? Und singst von flatterhaften Träumen, die du mit dir herum führst in diesem sonnigen Tag. Seinen unbeschwerten Stunden, die von einem Augenblick in den andern dir bestätigen, dass alles nur im Vorübergehen geschieht. Wie du selbst. Wie dieser Augenblick, den du in dir zergehen lässt. Wie die Wörter auf der Zunge, die den Abend erreichen. Mit seinen geheimnisvollen Lichtern, ihren Schatten. Dem Versprechen der Sterne.

Ich hastete über immer breitere Lücken einer Sprache, die mein Dasein bestätigen sollte. Suchte nach Wörtern, Silben, Buchstaben an die ich mich halten, in deren Nähe ich mich sicher fühlen konnte. Da brach mein Sagen auf. Es lag wie ein verwesender Kadaver da, an dem sich eine Masse schwarzbeiniger Wörter Genüge taten. Eine schwellende, abschwellende Masse, hin und her bewegt. Ich sah die ersten feisten Silben im Gras verschwinden. Dort erzählten sie von einer gesättigten Meinung. Ich erkannte sie als die meine.

Ich hatte Zeit und wusste nicht so richtig, was sie von mir wollte. Das hat nichts mit meiner alternden Vergangenheit zu tun. Den welkenden Erinnerungen die einen immer größeren Anspruch auf ihr Dasein erheben. Man wirft die Jahre nicht einfach so weg. Durch ein Fenster, eine Tür auf die Straße in den Fluss, in den Wind. Doch warum jeden Augenblick auf die Waagschale legen, um festzustellen, dass keiner dem andern ähnelt und doch alle gleich sind. Ich habe an dem Abend viele Wörter benutzt um meine Lage festzuhalten. Doch nicht das richtige gefunden. War froh, als mein Enkel mir eines seiner Tuwörter aus seinem Schulheft lieh. Mit ihm verbrachte ich den Abend neben dir auf dem Sofa. Du sagtest mir tröstend „Weißt du, alle Papageien leiden unter Einsamkeit.“

Sie lächelt wie eine Verkäuferin. Sagt, sie habe mein Horoskop erstellt. Weiß, dass meine Gedanken nicht mit meinen Gefühlen übereinstimmen. Indes grübele ich über den Sinn des Menschseins, unanständig, blasphemisch, als führe ich ihr auf offener Straße unter den Rock. Sie deutet es als Entgegenkommen. Macht mir das Geständnis, dass sie meine Daten mit denen eines anderen verwechselt hat. Mich um Teile meines Daseins betrogen. Mein

Großvater mütterlicherseits mit seinem retouchierten Schnurrbart auf dem vergilbten Bild trage aber keine Schuld.

Dinge die mich früher mal erfüllten sind nicht mehr erreichbar, auch in den Synkopen nicht. Nach Erklärungen gesucht. Dabei meine Gefühle nachhaltig beschädigt. Dem laufenden Geschehen Aufmerksamkeit geschenkt, trotz schlechter Schulausbildung. Fand zurück an den Anfang, wo das Wort noch Wirklichkeit war. Mir direkt gegenüber in ein wogendes Ährenfeld mit Kornblumen und Klatschmohn. Am Nachmittag dann Waldbeerfladen mit Schlagsahne gegessen. Dazu Kaffee mit Zucker und Milch getrunken, ohne mir darüber Rechenschaft abzulegen. Die Stunden in verschwenderischer Weise aufgebraucht bis in den Abend. Dort auf meinen schwachen Punkt gestoßen. Mit ihm vor dem Fernseher den Abend verbracht.

Das Wochenende stieß zwischen den Wolken in einen blauen Himmel. Wir waren mit Picknick am See eingerichtet. Fügten uns in die Stunden ein. Hielten sie so neutral wie möglich. Das Badewasser zeigte sich kühl. blieb jedoch erträglich. Du meinstest wir hätten Glück. Dem habe ich beigestimmt mit einem schlichten „ja“, das über die beiden Buchstaben einiges über meine derzeitige Gefühls- und Gedankenwelt hätte aussagen können. Ich ließ es dabei, weil ein kleines Kind mit seinem Geschrei die Stille zerzauste. Es war von einer Wespe gestochen worden. Ich erlitt einen allergischen Schock, schwieg drei volle und drei leere Minuten. Als du mir sagtest, wir hätten wieder einmal Glück gehabt, floss ein zerstreutes „Ja“ über meine Lippen.

Mich beunruhigte die Dosenkost, die mir täglich serviert wurde. Mir den Spaß am Essen verdarb. Ich suchte Mitgefühl. Fand es bei J.S. Bach in seinen Cellosuiten. Da wurde ich schwanger. Es interessierte niemanden, auch als ich nach sechs Monaten eine siebte Note zur Welt brachte. Sie sorgte für Unordnung in der Tonleiter, auf der man nun nicht mehr nach Belieben hinauf und herunter konnte. Die Note wurde ausgestoßen. Sie schlich sich in ein Alltagslied ein. Niemand merkte, wie sich langsam die Tage veränderten. Sie aus dem Takt gerieten. Einen neuen, Rhythmus einführten, nachdem nun getanzt wurde.

Es verdichten sich die Zweifel, dass es mich nicht gibt. Ich lasse mir meine Gegenwart vor dem Spiegel bestätigen. Bringe mich in Sicherheit in den Morgen, auf der Suche nach dem Etwas, das mein Dasein bestätigen soll. Ein Hund, dem ich einen Fußtritt versetze, hilft mir dabei. Beißt mich in die Wade. Das Blut, das aus der Wunde fließt, sagt mir: „Da bist du!“. Ich möchte ihm einen zweiten Tritt versetzen. Er hat das Bild verlassen. Steht am Rahmen und bellt mich an. Ich lasse mir freien Lauf in den Tag. Praktikant eines guten Willens, ziehe ich weiter und denke: „Du wirst es schon bis in den Abend vor dem Fernseher schaffen.“



Andrea Temme

Rundgefunkt

Ich erinnere mich an das große, hölzerne Röhrenradio im Wohnzimmer mit der lindgrünen Glasskala, den Tasten für UKW, Kurz, Mittel, Lang. Wie Klaviertasten, weiß und ganz schwer herunter zu drücken. Stassfurt steht auf dem Holzkasten in erhabenen goldenen Buchstaben. Die Drehknöpfe. Das rote senkrechte Band. Fünf Tasten für den Klang. Gleich unter der Stoffbespannung. Bass Sprache Orchester Solo Jazz. Ich drücke UKW. Meine Ungeduld nach dem Anschalten. Das Leuchten. Rechts oben das magische Auge. Vorsichtiges Justieren. Der erste Ton. Ich drehe langsam am Rädchen. Senderwahl. Leningrad. Burg. Paris. Dresden. Leises Europarauschen im Wohnzimmer. Eine Reise auf der Drehskala. Ich kenne diese Orte nicht. Burg und Dresden, da war ich mal. Die anderen Orte kenne ich nicht. Ich weiß, ich könnte nach Sofia, ich könnte nach Warschau fahren, nach Leningrad. Lyon, Paris, Brüssel werde ich niemals kennenlernen. Brauch ich auch nicht. Ich habe das Radio. Hier in diesem Wohnzimmer. Hier in diesem Dorf am Rande der Welt. Ich drehe vorsichtig nach links. Drücke die Sprachtaste und drehe und drehe und bereite mir ein Fest der internationalen Radiostimmen. Die Internationale. Stundenlang. Sender aller Länder, vereinigt euch. Ich dreh mich durch Höhen und Tiefen. Auf und ab. Von rechts nach links. Von links nach rechts. Von Ost nach West und wieder zurück. Kurzwelle. Langwelle. UKW. Der dunkle runde verstaubte Lautsprecher. Das Vibrieren des Stoffes beim Anschlag der Töne. Ich streiche vorsichtig mit den Fingern über die nussbaumhölzerne Maserung des Apparates. Ein Hoch auf den Verbindungshalbleiter Germanium. Aus nicht politischen Gründen später durch Silizium ersetzt. Dieser Apparat hier funktioniert zuverlässig und ich bin sein

Apparatschik.

Jetzt drehe ich mir Europa zurecht. Ganz vorsichtig mit der Senderwahl. London. Beromünster. Nizza. Manchmal gibt es nur eine winzige Frequenz. Das Gefühl etwas zu verpassen. Zu überhören. Warschau. Sofia. Oslo. Rom I. Freie Senderwahl in alle Himmelsrichtungen. Freie Wahl. Auf der Höhe von Belgrad eine Störung. Dann eine deutsche demokratische Rundfunkstimme. Jetzt Rauschen. Ein Pfeifton. Stille. Neumann zweimal klingeln. Dann

Gemurmel, ganz weit weg. Mal lauter, mal leiser. Radio Beromünster. Nichts. Berlin. Nichts. Weiter auf der Skala. Schwaches Rauschen. Radio Luxemburg. Musik. You Ain't Seen Nothing Yet. Weiter auf der Skala. Rom. Oder auch nicht. Eine Sprache, die ich nicht zuordnen kann. Aber kein Russisch. Kein Englisch. Ich verstehe nichts. Es ist mir egal. Ich kenn auch die Orte nicht. Egal. Ich kann den Globus drehen. Der hier auf dem Kasten steht. Auf dem Apparat. London. Hier spricht England. Nie werd ich nach London. Egal. Ich sitze und höre. Hinein in das unendliche Röhrenuniversum. In die Radiounendlichkeit. Elektronischer Wellengang im Tiefenrausch. Ich drehe am Rädchen und drehe, radioaktiv kurbel ich mich ins Reich der Töne und Stimmen und Signale. Völker, hört die Signale. Eine weibliche Altstimme verliert Wasserstände und Tauchtiefen. Wasserstände und Tauchtiefen. Uninteressant. Egal. Ich sitze vor dem Radio und bin fasziniert: Halle Trotha Oberpegel ... Halle Trotha Unterpegel: einseinsfünef, Ratzdorf-Hohensaaten: einseinsaacht, Hohensaaten-Widuchowa: Schiffsverkehr eingestellt, Modschany (Modřany): nicht gemeldet. Pegelorte. Pegelsender. Tauchtiefe SFB: Mittelwelle. SechsDreiNull. Weiter am Rad. Mit Schwung. Ich treib das rote Bändchen über die Skala. Eine Abfolge abgewürgter Rundfunklaute. Dann Nachrichten: „Für die Bauleute lautet der Klassenauftrag unserer Tage: unter Führung der marxistisch-leninistischen Partei einen verantwortungsvollen und verpflichtenden Beitrag für den Aufbau der entwickelten sozialistischen Gesellschaft zu leisten. Mit revolutionärem Elan und sozialistischer Sachlichkeit werden wir den Plan 1975 erfüllen und gezielt überbieten – werden wir das Bauprogramm des kommenden Jahrfünfts in Angriff nehmen und verwirklichen ...“ Werden wir das. Wir verwirkeln die Gesellschaft. Marxistisch. Leninistisch. Die entwickelte sozialistische. 1975. Jetzt und heute und morgen und immer. Für Frieden und Sozialismus -Immer bereit! In der Unterführung der Partei.

Ich dreh weiter am Rad. Hilversum. Ich stelle mir vor: Ein silberglänzender Antennenmast. Dreh gleichzeitig am Globus. Hier. Hier spricht Hilversum. Welches Land? Keine Angabe im Schulatlas. Weiße Flecken. Weißes Rauschen auf Papier. Oder Helsinki. Das kenn ich. Eine Tante wohnt dort. Ich weiß, wie es da aussieht. Sie schickt Postkarten. Ich kenne diese Tante nicht. Die uns diese Karten schickt. Ich brauche sie nicht. Diese Tante. Ich habe das Radio. Ich habe die Postkarten. Ich habe die Orte auf der Senderskala. Ich brauche keine entfernten Verwandten. Ich drehe weiter am Rad. Grüße nach drüben. Nach

drüben. Einfach so. Ein Katzensprung. Hierher. Oder? An die Brüder und Schwestern im Osten. Ich bin keine Schwester. Ich bin auch nicht drüben, ich bin hier. Ich surfe auf der Langen Welle und suche Prag. Weiter auf der Skala. Es ist spät. Paukenschläge aus der Fünften von Beethoven. Dann Zahlen. Aber keine Wasserstände. Zwo. Siieben. Neuen. Vier. Rauschen. Eins. Eins. Drei. Zahlen und Zahlen und Zahlen. Spione. Ich rege mich auf. Lautlos. Innerlich. Ich höre die Zahlenreihe. Fast eine viertel Stunde. Höre ich verbotene Zahlenreihen. Geheimnisse. Weiter auf der Skala. Nachrichten. Donnerstag. Zweiundzwanzig Uhr. Die Rote Armee Fraktion unter dem Kommando Holger Meins überfällt die deutsche Botschaft in Stockholm. Wenn ich nach Stockholm könnte, wenn ICH nach Stockholm fahren könnte, ich würde nichts überfallen. Ich würde still und unerkannt durch die Straßen laufen und nur gucken. Die Augen weit auf und gucken. Sehen und staunen. Aber nichts überfallen. Nicht hinfallen, nicht auffallen.

Holger Meins verbreitet wunschgemäß über Rundfunk und Fernsehen Folgendes: An die Regierungen der Bundesrepublik Deutschland und des Königreichs Schweden. Am 24.4.1975 um 1.50 Uhr haben wir die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Stockholm besetzt und 12 Botschaftsangehörige ... gefangengenommen, um 26 politische Gefangene in der Bundesrepublik Deutschland zu befreien. Es sind: Gudrun Ensslin, Stuttgart; Andreas Baader, Stuttgart; Ulrike Meinhof, Stuttgart ...

In Stuttgart wohnt meine Oma. Neuerdings. Übergesiedelt. Hoffentlich geht es ihr gut ...

... Brigitte Mohnhaupt, Berlin; Bernhard Braun, Berlin; Ingrid Schubert, Berlin; Annerose Reiche, Berlin ... Wir werden Menschen sein - Freiheit durch bewaffneten antiimperialistischen Kampf! Kommando Holger Meins.

Mitternacht. Ich drücke auf AUS und geh ins Bett. Gerade noch rechtzeitig. Vor der Haustür hält Vaters Moskwitsch. Das Licht im Zimmer hab ich schon gelöscht. Ich stell mich schlafend. Meine Eltern müssen nichts wissen von meiner nächtlichen Europatour.

Ich träume noch ein wenig von Stockholm. Die Botschaft im Ohr.

Angelika Pauly

Abgeschaltet

Es geschah einfach ... die dritte Dimension von Julius wurde abgeschaltet. Dimensionen sind ja hierarchisch aufgebaut wie jeder weiß:

0. Dimension, der Punkt, keinerlei Ausdehnung
1. Dimension, der Strich, rechts und links, klar!
2. Dimension, die Ebene oder Fläche, rechts, links, vor und zurück
3. Dimension, und ab in die Höhe
4. Dimension, das Sahnehäubchen, die Zeit

Dim 1, 2 und 4 blieben also für unser halbes Genie, gut so. Oder etwa nicht? Schauen wir uns sein Leben nun an: Er konnte sich frei in die Ebene bewegen, rechts, links, nach vorn oder zurück, querfeldein, alles kein Problem. Auch sein Körper war im Grunde so geblieben wie er war: Arme, Beine, Bauch, Nase, alles weiterhin vorhanden – nur halt in der Ebene, flächlich halt. Sich am Kopf kratzen konnte er nur noch von der Seite her und die Spiegel verloren an Bedeutung. Die Verdauung spielte auch nicht so recht mit, aber das gehört nicht hierher.

Was war passiert? Tja, wer weiß das schon ...

Aber fragen wir ruhig weiter: Wer (oder was) hat Julius das angetan? Wer (oder was) hat seine 3. Dimension abgeschaltet? Ein Gott? *Der* Gott? Wer um alles in der Welt kann so etwas und - zum Teufel - wer *tut* so etwas? Und warum?

Julius rief diese Fragen in seine Welt hinaus- bzw. wollte es, aber wo kein Raum ist, können sich auch keine Schallwellen ausbreiten. Sein Rufen kroch daher über den Boden, umrundete die Erde und knallte linear und ziemlich spitz wieder auf ihn zurück. Kein wirklicher Fortschritt.

Aber halt! Julius, du bist doch Physiker! Du solltest doch selber etwas tun können, deine Situation verändern, im Klartext: deine dim 3 wieder aktivieren, anschalten oder so. Hast du doch schon gemacht, jedenfalls etwas ähnliches, erinnerst du dich? Ja? Na, prima, dann los!

Ja, gut, aber wie will ein Menschlein, ein Flachmann, Dimensionsveränderungsmaschinen (klasse Wort, nicht wahr?) bedienen, wenn er platt wie ein Flunder ist? Mit anderen Worten, Julius kam nicht heraus ... aus seiner Ebene, aus seiner Situation, aus seinem Dilemma.

„Hilfe!“, jammerte und flehte er - und wurde von den scharfen Schalllinien fast aufgespießt.

Brachte also auch nichts.

Bert!

Die Lösung!

Julius musste Bert Bescheid geben. Klasse Idee, Julius, aber wie willst du das machen? Zum Telefonhörer greifen und ihn anrufen? Gibt keine flachen Telefonapparate und Schallwellen, du weißt schon ...

Computer, eine E-Mail schreiben! Ach, du kleiner Physiker, ist ein PC nicht auch dreidimensional? Dummkopf!

Julius fasste sich prompt an der Kopf, von der Seite her natürlich, und dachte nach: In die dritte Dimension kam er nicht. Was blieb übrig? Die vierte, na klar! Er musste es über die Zeit versuchen, denn die stand ihm ja noch zur Verfügung – wer weiß wie lange. Nicht, dass auch die abgeschaltet wurde. Ach, je, bitte jetzt keine Monstergedanken! Konzentrier dich, denk nach! Wie kannst du mit Hilfe der Zeit aus der Klemme kommen? Keine Idee? Kannst du unter Zuhilfenahme der Zeit Bert benachrichtigen? Immer noch nichts?

Julius dachte nach, zermartete sich sein Hirn. Schweißperlen (flache natürlich) kullerten nach rechts und links. Er marschierte hin und her (soll ja den Gedankenfluss und das Gehirn anregen!), her und hin, hin und her. Steter Tropfen höhlt den Stein. Stimmt, aber in diesem Fall stapfte und zog Julius eine gut sichtbare Spur in den Steinboden seines Laboratorium, die zudem noch nass war ...der Schweiß, Sie erinnern sich. Sah merkwürdig aus. Das meinte auch Bert, der in den Raum stürmte, eine Packung dampfender Pizza in der einen und eine Tüte mit Mohnschnecken, frisch vom Bäcker, in der anderen Hand. „Julius, wo bist du?“, wollte er rufen, erblickte dann aber die Fußspuren und sagte erst einmal gar nichts, denn was sich neben den Spuren abspielte, verschlug ihm den Atem: Julius, zweidimensional, streckten flehend die Hände nach ihm aus. Das konnte Bert aber nicht erkennen, er sah nur schemenhaftes,

nach rechts links sich ausdehnend, vor und zurück wandernd. Seinen Freund konnte er nicht ausmachen, allerdings bekam er so eine Ahnung ...

„Wie kamen Sie auf die Idee, dass es sich bei diesem flachen Wesen um Julius, unseren hochgeschätzten Sohn dieser Stadt handelte?“, wurde er später von einem Reporter des regionalen TV-Senders gefragt, als alles vorüber war.

„Nun, die Farben. Sie zeigten mir den Weg.“

„Den Weg zu ihrem Freund, ich verstehe. Bitte erklären Sie uns ...“

„Aber gern!“ Bert, geschmeichelt, holte tief Luft: „Dieser Schatten auf dem Boden war bunt. Ich erkannte das gewisse Grau, das Julius’ Kittel immer hat, und das tiefe Blau seiner Polohemden. Er kauft seit Jahren immer die gleichen Sachen, mag ja keine Veränderungen. Also brachten mich diese Farben auf die Idee, dass Julius mal wieder ein Missgeschick zugestoßen sein musste und ich beschloss, zu handeln – außerdem wurde die Pizza kalt. Also versuchte ich – wie schon so oft – meinen Freund aus seiner Lage zu befreien. Meist klappt das mittels irgendeiner seiner Zeitmaschinen. Ein wenig Glück gehört auch dazu. Hab ihm oft genug zugeschaut, wenn er experimentierte und weiß daher über die Bedienung Bescheid, jedenfalls fast. Also suchte ich eine passende Maschine aus, klaubte und kratzte dieses Etwas vom Boden und legte es in den Apparat hinein. Dann stellte ich die Zeit ein. Das war das schwierigste, denn welche sollte ich einstellen? Ich nahm das Datum und die Uhrzeit von dem Tag, an dem ich das letzte Mal mit Julius zusammen gewesen und ihn unverehrt erlebt hatte. *Surr und brumm*, es tat sich nichts. Vergangenheit brachte nichts, daher musste ich einen Tag in der Zukunft einstellen. Machte ich auch und wählte den 1. Weihnachtstag 2014.“

„Warum gerade dieses Datum?“, warf der Reporter ein.

„Weil Weihnachten hübsch ist und ich hoffte auf Geschenke, verstehen Sie?“

Der TV-Mensch nickte.

„Ich stellte also den 25. Dezember 2014 ein. *Surr und brumm* und Julius stand vor mir.“

„Das war also die Lösung gewesen“, der Reporter sah Bert bewundernd an.

„Leider nein. Zwar stand mein Freund gesund und munter vor mir und hatte auch die Hände voller Geschenke, aber gab er sie mir? Nein, stattdessen brüllte er mich an, dass das der falsche Weg sei, denn so könne er nicht dauerhaft bleiben, und ich gefälligt die aktuelle Zeit einstelle solle. Ich verstand das nicht,

aber er ließ keinen Einwand gelten. Also tat ich, was er verlangte, denn schließlich ist er ja das Genie und nicht ich. Ich stellte also Anzeige auf die aktuelle Uhrzeit und den gegenwärtigen Tag.“

„*Surr und brumm* und Julius war wieder da“, lachte der Reporter.

Bert nickte: „Ja, und er war auch nicht mehr böse mit mir und versprach mir viele Weihnachtsgeschenke. Blöd, dass erst Juni ist ...“

Die TV-Leute suchten nun den Physiker auf und erbaten auch von ihm ein Interview. Doch dieser war nicht zu sprechen und nicht zu erreichen. Sie und ich ahnen warum: Julius suchte denjenigen, auf dessen Konto die Abschaltung ging – und ich hoffe, er hat ihn gefunden, denn sonst könnte das alles noch einmal passieren und nicht nur ihm.

Seien Sie also bitte vorsichtig.

Manuel Zerwas

Mister Jones

Manchmal kenne ich den Unterschied von träumen und wachsein nicht. Die Leute sagen, das sei nicht gut. Ich müsse mit beiden Beinen auf dem Boden stehen. Aber mir gefällt es, auch wenn es manchmal unheimlich ist. Aber es ist ein gutes Unheimlich. Mir gefällt es, weil ich dabei immer staunen und mich wundern kann. Und ich staune und wundere mich gerne.

Strophe 1

Gestern bin ich in einem dieser Träume, von dem ich nicht weiß, ob es überhaupt ein Traum war, einem Mann begegnet. Er sah seltsam aus. Und er war vollkommen nackt. Zwischen seine Beine hielt er einen spitzen Zauberhut. Aber er sah nicht deswegen seltsam aus. Seltsam war sein krauser langer Bart, der silbern zu glänzen schien wie ein Schwarm schillernder Fische. Und seine Augen, denn sie hatten unterschiedliche Farben. Das eine war blau, das andere braun. Er war etwas kleiner als ich. Und er war zwar nicht dick, hatte aber einen kleinen runden Bauch. Auf seiner flachen Brust sprossen wenige graue Haare, welche die Brustwarzen zu umzingeln schienen. Er strahlte etwas aus, das schwer in Worte zu fassen war. Etwas Kurioses und Fremdes, aber gleichzeitig seltsam Vertrautes.

„Ich bin Mister Jones“, stellte er sich vor. Dann lächelte er. „Schön Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Ich lächelte auch. „Gleichfalls.“

„Ich bin der Direktor eines magischen Theaters. Möchten Sie es sehen?“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er mich bei der Hand und zog mich sanft mit sich.

Strophe 2

Das musste ein Traum sein, dachte ich. So etwas passiert nur im Traum. Aber wer legt so etwas fest? Wer bestimmt, so etwas könne nur im Traum passieren und nicht während man wach sei? Von Sachen, die angeblich so seien, weil das halt so sei und Sachen, die man nicht tat, weil sich das nicht gehöre, habe ich

noch nie viel gehalten. *Das tue man doch nicht* oder *das geböre sich so* – nicht mein Ding.

Ich habe früher gerne zwei verschiedene Socken getragen. Ich habe Blasen in meinen Kakao gemacht. Ich bin auf Bäume geklettert und einmal auch in einen Wäschetrockner. Ich habe Klingelstreiche gemacht und habe mal einer alten Frau die Perücke direkt vom Kopf weg geklaut. Dann hatte ich ein schlechtes Gewissen und habe sie ihr wiedergebracht.

Mister Jones hielt mich nach wie vor bei der Hand. Da tauchte vor uns ein großes Zelt auf. Es war blaugelb gestreift und die Seiten flatterten ein wenig im Wind. Es sah ein bisschen aus wie ein Zirkuszelt.

„Sieht ein bisschen aus wie ein Zirkuszelt“, sagte ich zu Mister Jones.

„Das mag sein.“

„Ich dachte es wäre ein Theater?“

„Ist das nicht manchmal dasselbe?“

Er ließ meine Hand los und stellte sich vor mich. Seine linke Hand tauchte in seinen silbernen Bart wie ein Eisvogel auf Beutejagd in die Oberfläche eines Sees eintaucht. Sein Bart reichte ihm fast bis zur Brust. Er wühlte ein wenig hin und her, dann brachte er einen kleinen Zettel zum Vorschein, den er mir entgegenhielt. Es war eine goldene Eintrittskarte. Das einzige was darauf stand war: *Goldene Eintrittskarte*.

Ehe ich etwas sagen konnte, sprang er hinter mich und schob mich durch den Eingang des großen Zeltes. Drinnen fand ich mich in einem warmen Dämmerlicht wieder. Es roch nach Sägespänen, denn darauf liefen wir. Und nach altem Polster, denn anstatt Sitzbänken, waren um eine runde beleuchtete Arena in der Mitte, Dutzende bequem aussehende Sessel aufgestellt. Aber alle waren leer. Ich war der einzige Besucher. Mister Jones schob mich bis zur vordersten Reihe und drückte mich dann mit sanfter aber bestimmter Gewalt in einen der Sessel. Er selbst nahm neben mir platz.

Strophe 3

Ehe ich mich genauer im Inneren des Zeltes umschauen konnte, kam eine Gestalt schnellen und eleganten Schrittes in die Arena gelaufen. Dachte ich, Mister Jones sähe seltsam aus, müsste ich für diesen Neuankömmling wohl ein

neues Wort erfinden, welches die Bedeutungen witzig, lächerlich, skurril und einschüchternd miteinander vereinte.

Er trug einen leuchtend grünen Zylinder, einen blau schimmernden Anzug und orange blinkende Schuhe. Nichts passte zusammen. Aber was sollte ich sagen, mit Farbkombinationen kannte ich mich auch noch nie aus. Seine Augen schienen zu groß für seinen Kopf und verliehen ihm das Aussehen eines Uhus. Die Nase war nicht minder klein. Auf seine linke Backe war ein kleiner Elefant gemalt, wie von Kinderhand mit Kinderschminke angefertigt. Elefanten waren meine Lieblingstiere. Auf dem Zylinder stand etwas geschrieben, aber auf die Entfernung konnte ich es nicht lesen.

Die kuriose Gestalt trug einen großen Spiegel mit sich. Sie winkte mir zu und lief ein paar Runden Zickzack über die Manege. Dann kam sie auf mich zu. Als sie nah genug war, konnte ich das Wort auf ihrem Zylinder entziffern. *Freak* stand darauf. Ich musste zugeben, dass die Beschreibung unpassender hätte ausfallen können.

Ich warf einen Blick auf Mister Jones, um seine Reaktion zu lesen. Doch der Direktor dieses bisher bizarr anmutenden Zirkustheaters, war eingeschlafen. Sein Kopf lag im Nacken, der Mund stand offen, dezente Schnarchgeräusche waren zu hören.

Derweil hatte der Zylinderträger den Spiegel genau vor mich aufgestellt, so dass ich kurz erschrak, als ich in mein Spiegelbild blickte. Die Gestalt stellte sich neben mich und wir blickten beide in den Spiegel. Er grinste. Mir war leicht bange. Dann stellte er sich hinter mich und tauchte leicht ab, so dass es aussah, als säße sein Zylinder auf meinem statt auf seinem Kopf. Er legte seinen linken Arm um meine Schulter und schob seinen Kopf wieder neben meinen. Dann kniff er mich in die Backe und deutete auf das Spiegelbild. Er zwinkerte. Ich rang mir ein Lächeln ab. Anschließend beugte er sich mir gegenüber. Seine Lippen näherten sich meinen. Es sah aus, als wolle er mich auf den Mund küssen. Ich hielt den Atem an. Er beließ es bei einem Eskimokuss, griff in seine Hosentasche und holte einen weißen Knochen hervor. Den legte er in meinen Schoß.

Er sprang behände nach vorne, packte den Spiegel, winkte mir zum Abschied und verschwand im Zelteingang gegenüber.

Strophe 4

„Wissen Sie, was er Ihnen sagen wollte?“

Ich schrak kurz zusammen. Die Begegnung mit dem Freak hat mich kurz vergessen lassen, dass neben mir auf dem Sessel Mister Jones ein Nickerchen hielt. Oder gehalten hatte.

„Nein, ehrlich gesagt nicht.“

Seine Zunge fuhr über die Innenseiten seiner Backen.

„Na egal. Ich war nie ein Freund von Winken mit dem Zaunpfahl. Sie wissen was ich meine?“

Nein, dachte ich.

„Ja“, sagte ich.

„Dann ist gut.“

Mister Jones strich sich durch seinen silbernen Bart.

„Sie sind Schriftsteller?“

Ich zögerte.

„Ich versuche es zumindest. Es reicht noch nicht, um davon leben zu können. Momentan arbeite ich noch als Aushilfslehrer.“

„Die Schüler interessieren sich aber nicht für die Bücher, die Sie ihnen mit Begeisterung vorstellen, oder?“

„Das stimmt.“

„Kein Respekt vor der Poesie und der Kraft die in ihr wohnt.“

„Leider ja. Woher wissen Sie das?“

„Nicht schwer zu erraten. Sind alle dumm.“

„Ich habe sogar jedem von den Kindern aus meiner Klasse ein Buch geschenkt. Jeder bekam ein anderes, je nachdem was ich dachte, dass es ihm oder ihr gefallen würde.“ Ich schnaubte. „Stellen Sie sich das mal vor! Hat keinen großartig interessiert. Keinen Respekt.“

„Wie viele Bäume sterben mussten für die Bücher, die bei den Kindern jetzt unter dem Bett verstauben. Das hindert Sie am schreiben, hab ich recht? Hemmt ihre Phantasie?“

„Ein bisschen schon.“

„Was ist Ihr Lieblingsbuch?“

„Der große Gatsby. Warum?“

„Witzig, meins auch.“

Mister Jones wandte sein Gesicht, welches ihn während des ganzen Gesprächs wie ein weiteres Spiegelbild angestarrt hatte, der Manege zu.

„Sehen Sie sich weiter die Vorstellung an.“

Das tat ich.

Strophe 5

Ohne Vorankündigung setzte unmittelbar laute Tanzmusik ein. Swing. Ohne dass ich es verhindern konnte, fingen meine Füße an zu wippen. Aus dem Augenwinkel konnte ich erkennen, dass es Mister Jones genauso ging.

Dann kamen etwa ein Dutzend Personen in die Manege gerannt und tanzten wild umher. Männer wie Frauen. Die meisten waren gekleidet wie Filmstars der Zwanziger Jahre. Die Männer trugen Anzüge mit Fliege oder Krawatte. Auf ihren Köpfen saßen Hüte. Die Frauen trugen elegante Kleider, oft mit dunklen Federboas und bis zu den Ellenbogen reichenden Handschuhen. Auf der einen Seite der Manege stellten sich ein paar Männer vor einer Tafel auf und erklärten ein paar schäbig aussehenden und grimmig drein blickenden Kerlen die auf dem Boden saßen, kompliziert anmutende Formeln. Auf der anderen Seite tanzten drei Männer und drei Frauen immer abwechselnd miteinander. Einer trug absurderweise einen Footballhelm. An der Hüfte eines anderen konnte ich einen Halfter mit Pistole entdecken.

Vor allem eine der Frauen fiel mir besonders auf. Sie hatte lange braune Locken, braun wie Schokoladenkuchen. Ihre Haut schien zart wie Seide und weckte das Bedürfnis, sie zu berühren. Ihre Augen waren groß und dunkel und schienen verlangen zu können was immer sie wollten. Und wenn sie laut lachte, was sie oft tat und was sich umwerfend anhörte und trotz der Musik zu hören war, war es mir, als würde eine Geschichte über Liebe und Freiheit in meinem Kopf heranwachsen wie ein kleiner Same. Wenn ich sie ansah war mir sofort klar: Für sie würde ich kämpfen und überall hingehen. Woher dieses heftige Gefühl kam, konnte ich nicht sagen, seine Eindringlichkeit nicht erklären. Aber egal. Ich wollte sie küssen und ihr sagen, dass ich sie liebe liebe liebe.

Die Tanzpartner wechselten immer schneller und die Tanzfiguren wurden immer wilder. Langsam verlor ich den Überblick. Ich versuchte nur ihre Schritte zu beobachten. Anfangs konnte ich sie noch an ihren braunen Haaren verfolgen. Die Vorstellung sie aus den Augen zu verlieren, mutete mir wie ein

großer Verlust an. Doch die Gestalten wurden so schnell, dass sie ineinander zu verschwimmen begannen. Ich konnte sie nicht mehr erkennen.

Meine Hände krallten sich in die Lehnen des Sessels. Ich begann zu schwitzen. Meine Augen rasten hin und her. Ich blickte Mister Jones an, der die Vorstellung scheinbar amüsiert verfolgte.

„Können Sie ihnen sagen, dass sie langsamer machen sollen?“ Ich musste mich zusammenreißen ihn nicht anzuschreien.

„Ich? Warum denn ich?“

„Na, ich dachte Sie wären der Direktor dieses magischen Theaters!“

Er sah mich an, als höre er diese Information zum ersten Mal. Dann lächelte er.

„Stimmt ja.“

Er schnipste mit den Fingern und mit einem Schlag tanzten alle sechs Personen wieder in normaler Geschwindigkeit. Die schöne Frau machte gerade eine dreifache Drehung um ihre eigene Achse. Dabei löste sie sich von ihrem Tanzpartner und glitt langsam auf mich zu. Sie lächelte.

Ich begann noch mehr zu schwitzen, meine Hände kribbelten als würden frostige Insekten darauf herumlaufen. Ich fühlte mich klug und dumm zugleich, mutig und schwach, groß und klein.

Einen Meter vor mir blieb sie stehen. Sie zwinkerte mir zu, wie es der Freak zuvor bereits getan hatte. Dann legte sie ihren Kopf in den Nacken und öffnete den Mund. Ihre roten Lippen leuchteten wie ein Ring aus Feuer. Sie griff mit den Fingerspitzen ihrer linken Hand in den Mund holte ein langes Schwert aus ihrem Rachen.

Ich war ziemlich beeindruckt. Sie blickte jedoch, als hätte sie etwas anderes erwartet. Beim Anblick des Schwertes schüttelte sie den Kopf und warf es über ihre Schulter. Erneut tauchte sie gerade mit den Spitzen ihrer Finger in ihren Mund. Diesmal brachte sie ein Buch zum Vorschein. Scheinbar das, was sie wollte, denn sie lächelte und hielt mir das Buch hin. Der Einband war aus Leder und leicht gewellt. Als ich es vorsichtig entgegennahm, warf sie mir eine Kusshand zu und verließ zusammen mit dem Rest der Truppe die Manege.

Strophe 6

Ehe ich einen genaueren Blick auf das Buch werfen, geschweige denn darüber trauern konnte, dass die schöne Frau verschwunden war, kam eine weitere kleine Gestalt in die Arena geflitzt. Auf effektvolle und spannungssteigernde Pausen legte man in diesem kafkaesken Zirkustheater wohl keinen großen Wert. Die Gestalt kam ebenfalls direkt auf mich zu. Es war ein Zwerg. Über dem rechten Auge trug er eine grüne Augenklappe. Er rannte auf mich zu und lehnte sich mir gegenüber gegen die Absperrung.

„Schreiben Sie was auf!“

„Was?“

„Schreiben Sie was auf“, befahl er erneut.

Ich wusste nicht was.

„Ich weiß nicht was.“

„Soll ich Sie jetzt auch noch melken wie eine Kuh? Schreiben Sie was auf oder gehen Sie nach Hause! Sie wollen doch Schriftsteller sein!“

„Ich weiß trotzdem nicht was. Das geht nicht so schnell.“

„Also gut“, sagte der Zwerg und wollte mir das Buch aus den Händen reißen.

„Nein!“

Auf keinen Fall konnte ich das Buch der schönen Dame hergeben. Ich schlug die erste Seite auf und wollte schreiben. Ich hatte keinen Stift.

„Der Knochen“, sagte Mister Jones neben mir.

„Was?“

„Der Knochen, nehmen Sie den Knochen.“

Ich blickte auf den Knochen neben mir auf dem Fußboden, den der Freak mir gegeben hatte. Er hatte sich in einen Stift verwandelt.

Ohne diese Metamorphose zu hinterfragen, schrieb ich einen ersten Satz.

An einem schönen Tag durchschritzt eine elegante Dame in wunderbarem Kleid die blühende Manege des Theaters in meinem Traum.

„Na also, geht doch“, sagte der Zwerg und rannte so schnell, als wären die Ratten der Pest hinter ihm her, wieder davon.

Strophe 7

„Ich versteh das alles nicht. Sie etwa, Mister Jones?“ fragte ich an den Theaterdirektor gewandt.

„Ich weiß. Aber das macht nichts. Manchmal müssen wir nicht die Bedeutung von Dingen wissen, sondern auch, was sie nicht bedeuten.“

„Na gut. Und was soll ich jetzt machen?“

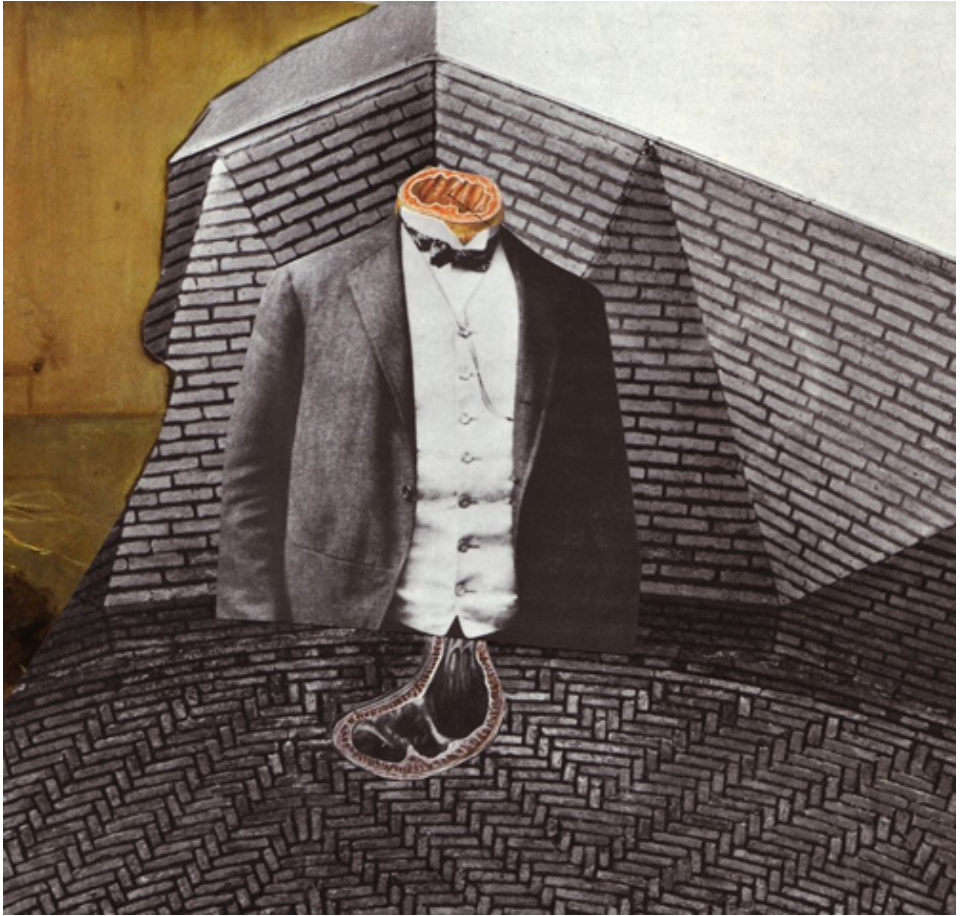
„Schreiben natürlich.“ Und ehe ich darauf etwas antworten konnte sagte er: „Und fragen Sie jetzt bloß nicht, was oder wie. Immer der Nase nach. Sie müssen richtig reingehen. Und die Spur nicht verlieren. Ein bisschen Ausdauer, wie ein Kamel.“

Mister Jones zog mich aus dem Sessel hoch und bis zum Eingang des Theaterzirkuszelt.

„Sie haben doch die schöne Frau gesehen. Schreiben Sie über die Liebe. Liebe ist alles. Sie haben einen Stift, Sie haben Herz, das sehe ich. Und Sie haben einen Kopf mit Verstand. Oder zumindest so etwas Ähnliches. Und Sie kennen die Kraft der Poesie, die alles zusammenhalten kann. Das muss reichen.“

Er gab mir unvermittelt einen leichten Stoß und ich stolperte durch den Eingang nach draußen.

Manchmal kenne ich den Unterschied von träumen und wachsein nicht Auf jeden Fall bin ich jetzt in meinem Zimmer. Und wach. Wenn ich das nicht die ganze Zeit schon war. Ich staune und wundere mich ein bisschen. Auf meinem Schreibtisch liegt die kleine goldene Eintrittkarte. Ich schalte Musik an. Aus den Lautsprechern ertönt Ballad of a thin man. Ich schreibe die Geschichte auf. Und das ist sie.



Britte Soedersen

Kronkorken

Die Kaufhaustür fiel zu, bevor Andrea die Greiffläche der Glastür erreichen konnte. Schwer beladene Einkaufsstüten zerrten an ihren Armen. Also drückte sie mit ihrer Schulter gegen die dicke Glastür. Als die Tragetasche mit Svens Strickjacke zusammen mit der Handtasche von ihrer Schulter glitt, verspürte sie einen stechenden Schmerz im Schulterblatt, aber der Türspalt war groß genug, Andrea schlüpfte in das Warenhaus. Drinnen blies die Bodenlüftung einen warmen Luftstrom in ihr Gesicht. Sie kniff die Augen zusammen und suchte die Rolltreppe. Sie wollte nur noch die Tortellini aus der Frischkühltheke der Lebensmittelabteilung im Untergeschoss besorgen. Sven aß sie so gerne zusammen mit dem Steinpilzpesto. Dann konnte sie nach Hause fahren. Den Tisch decken, Kochen, sich hübsch machen, es wartete noch viel Arbeit, bis sie heute Abend zu Tisch sitzen konnten.

Die wenigen Menschen, die auf der Rolltreppe standen, traten an die Seite, als ein junger Mann an ihnen vorbeidrängte. Ohne Entschuldigung rempelte er gegen Andrea, die sich am Gummihandlauf der Rolltreppe festhielt, fast wäre sie gestürzt.

Die Lebensmittelabteilung war gut besucht. Sie wartete lange in der Schlange vor der Kasse, bis sie die beiden Tortellinipakete auf das Förderband legen konnte. Gelangweilt blickte die Kassiererin auf ihre Fingernägel, während Andrea nach ihrer Punktekarte suchte.

„Danke für ihren Einkauf, einen schönen Abend noch“, für einen kurzen Moment verzog sich das Gesicht der Kassiererin zu einer Grimasse. Dann blickte sie wieder gelangweilt. Der nächste Kunde fischte nach seiner Kreditkarte. Andrea legte die Tortellini zu den Milchtüten in die Einkaufstasche. Die Straßenlaternen leuchteten, als sie die Glastür wieder aufdrückte und das Kaufhaus verließ.

Zehn Minuten später kaufte sie noch schnell die schwarzen Wildlederpumps, die sie am Sonntag, als sie mit Sven gemeinsam durch die Stadt gebummelt war, in einer Auslage entdeckt hatte. Sven hatte gefunden, dass die Schuhe sie größer machen würden. Das würde ihre Figur bestimmt besser zu Geltung bringen.

Heute Abend würde sie dazu das graue Etuikleid anziehen. Er hatte zum ersten Mal seine Eltern eingeladen. Sie kamen zu ihr und deshalb glaubte Andrea, dass er jetzt, nach zwei Jahren, endlich zu ihr stehen wollte. Die Tüte mit den Schuhen hängte sie auch über die Schulter zu der Handtasche und der kartonierten Tüte mit der Strickjacke.

„Gott segne Sie.“

Sie hatte der Frau, die gebrochen Deutsch sprach, zwei Euro in den entgegengestreckten Trinkbecher geworfen, während sie auf die S-Bahn wartete. Verlegen war sie zum Gleisanfang geschlendert, aber die Bettlerin ließ nicht nach, ihre gefalteten Hände zum Himmel zu heben. Als die S-Bahn losfuhr, sah sie, wie ein Mann mit groben Händen den Becher an sich nahm, ausleerte und die Frau auf das gegenüberliegende Gleis schickte.

Andrea hielt sich an einer Greifschlaufe fest, während die überfüllte S-Bahn durch die Straßen fuhr. Als sie die Bahn verließ, geriet sie mit dem Mantel an die ungeschützte Kette eines Rennrades. Eine ölige Schmutzspur blieb auf dem hellgrauen Wollstoff zurück.

„Ich bin versichert. Fahren Sie bis zur nächsten Station mit, ich gebe Ihnen meine Karte.“

Der Radbesitzer lehnte an einer Haltestange im Eingangsbereich.

Die Tür klappte auf, Andrea stieg aus.

„Ist schon gut“, rief sie und ließ den Mann mit dem Rad zurück. Sven und seine Eltern kamen zum Abendessen, da hatte sie keine Zeit für die nächste Station.

Sie stellte die Einkaufstüten auf dem schmutzigen, nassen Fliesenboden des Kiosks ab. Neben ihr, an einem Stehtisch, Männer, deren Gesichter sie kannte. Sie lachten und ereiferten sich im Gespräch. Jeden Abend standen sie da, tranken Bier aus der Flasche und blickten hinter ihr her, wenn sie fortging.

Seit Sven die Kioskbesitzerin überredet hatte, die Tagesausgabe des Handelsblattes zu abonnieren, lenkte sie jeden Abend ihre Schritte dorthin, wo ihr schon an der Tür der Geruch abgestandenen Bieres entgegenschlug. Andrea legte die Zeitung in die kartonierte Tasche zu der schwarzen Strickjacke im Rippenmuster mit dem schweren, gestickten Emblem am Oberarm. Sven begehrte diese Jacke. Zufällig hatte sie die Jacke in der Auslage eines Herrenausstatters entdeckt. Jetzt war sie auf sein Gesicht gespannt, wenn er sie

entdecken würde.

Sie lief nach Hause, im Hausflur leuchteten ihr bunte Reklameprospekte aus dem Briefkastenschlitz entgegen. Jeden Tag landete das bunt bedruckte Papier im Papierkorb, weil die Marketingabteilung der Absender eine falsche Vorstellung von ihrer Zielgruppe hatte.

Auf der Treppe huschte die Nachbarskatze an ihren Beinen vorbei und verschwand in der Katzenklappe der gegenüberliegenden Wohnungstür. Andrea schloss ihre Wohnung auf, hing Mantel und Schal an die Garderobe und legte ihren Einkauf in der Küche ab. Dann deckte sie den schwarzen Lacktisch mit den roten Sets aus gewebtem Leinen, stellte den alten Silberleuchter dazu und deckte schlichte, weiße Porzellanteller auf. Als das Nudelwasser zu kochen begann, schrillte das Telefon.

Nach dem Gespräch drehte sie den Herd ab, räumte die Teller vom Tisch, steckte die schwarze Strickjacke in die Tüte mit dem grauen Schriftzug und stellte das Pesto zurück in den Kühlschrank. Sie zog sich aus, schlüpfte in ihren Schlafanzug, kämmte ihre Haare und suchte im TV nach dem Shoppingsender. Die Stunde der Brillanten lief und für einen Moment war sie versucht, nach dem Telefon zu greifen, und den einkarätigen Ring in Form eines Blütenblattes zu bestellen.

Sven würde heute nicht mehr kommen. Seine Eltern hatten abgesagt, weil sie zum Skilaufen wollten, den Namen des bekannten Winterskiortes hatte sie schon wieder vergessen.

„Jede Frau unter meinen Zuschauerinnen ist eine Prinzessin“, der Designer im Fernsehen pries glitzernde Shirts an. Andrea tauschte den Pyjama gegen einen Sportanzug, zog schwarze Laufschuhe mit einer roten Sohle an, streifte ihren Mantel über und verließ das Haus.

In dieser milden Nacht waren viele Menschen unterwegs. Sie schlenderte an den Auslagen der Geschäfte vorbei. Das Licht der Straßenbeleuchtung tauchte die Blätter der zu Kugeln geschnittenen Bäume in fades Gelb, sie wirkten brüchig, wie verdorrnde Olivenbäume in der Sommerhitze. Mit dem nächsten Zebrastreifen überquerte Andrea die Straße und bummelte die Allee auf der anderen Seite zurück. In dem schmalen, hohen Spiegel eines Strumpfgeschäftes spiegelte sich ihre Gestalt in dem gleichen gelben Licht der Straßenlaternen. Sie hatte eine fahle Hautfarbe und wirkte ebenso verdorrt wie die beschnittenen Bäume der Allee. Andrea vergrub ihre Hände in den Manteltaschen und

vermied die Auslagen. Ausgeblichene, helle Flecken zierten die Bürgersteigplatten, Überreste entfernter Kaugummis, die auf dem grauen Asphalt zurückgeblieben waren. Die orangefarbenen Abfallkörbe aus Kunststoff quollen über. Auf dem Boden unter den Körben lagen Pappbecher, daneben Plastikdeckel und dicke Strohalme, die der Fahrtwind der vorüberfahrenden Autos gegen leere, fettige Faltschachteln trieb. Die Spaziergänger, die ihr begegneten, nahm sie nur schemenhaft wahr, sie waren nichts sagend, wie ihre Blicke, die auf Andrea fielen.

Sie warf ein paar Münzen in den Hut eines Obdachlosen, der mit übergeschlagenen Beinen neben einer Rotweinflasche saß. Der Mann griff nach den Münzen und vergrub sie in der Tasche seines zerrissenen Wollmantels, der nur von einem Strick zusammengehalten wurde. Lallend murmelte er „Dankeschön“.

Andrea lief weiter und suchte nach dem Haustürschlüssel in ihrer Manteltasche, als ihr eine Gruppe Jungs, kaum über sechzehn, begegnete, die sie veralberten und mit obszönen Worten überschütteten. Sie beschleunigte ihre Schritte. Am Flussufer setzte sie sich auf eine Bank und betrachtete das Schwarz des Stromes. Mit seiner gewaltigen Breite teilte er die Stadt in eine obere und untere Hälfte. Unmittelbar neben der Bank umspülte sein Wasser einen der mächtigen Betonpfeiler, die zu der großen Brücke gehörten. Die beleuchteten Lastkähne kamen nur langsam in Gegenstromrichtung voran. Hunde kläfften auf ihren glatten Dächern nach dem vorüberziehenden Ufer. Sie zog ihren Mantel enger und lief weiter. An der nächsten Häusercke bog sie in ihre Wohnstraße ein. Im Inneren des Kiosks brannte noch Licht. Sie grüßte knapp, als sie den Kiosk betrat und nach Süßigkeiten verlangte. Um den Stehtisch standen immer noch die gleichen die Männer mit den bekannten Gesichtern. Einer von ihnen lud Andrea zu einem Bier ein. Andrea zahlte und wandte sich zum Gehen, da bemerkte sie die Blicke der Männer. Der, der sie angesprochen hatte, winkte zu ihr herüber. Die Anderen lachten, hielten ihre Bierflaschen hoch und prosteten ihr zu. Als der Kioskbesitzer den Kronkorken von der Bierflasche hebelte, schenkte er das Glas, an dem Wassertropfen herunterperlten, solange voll Bier, bis sich eine weiße Schaumkrone darauf türmte. Andrea steckte zögerlich ihre Lippen in den luftigen Schaum.

„Was machen Sie denn so?“, fragte der Mutige, während die anderen strahlten, Andrea war heute eine von ihnen.

Nicole Makarewicz

Niemandskind

Die Schönheitskönigin Sarah Rosen fährt an einer Tankstelle vor. Sie öffnet die Wagentüre, schwingt die Beine mit eingeübter Eleganz aus dem Chassis, und gleitet mit einer graziösen Bewegung aus dem Auto. Sie streicht ihren Rock glatt, drückt den Rücken durch und hebt das Kinn. Gemessenen Schrittes bewegt sie sich auf den Tankstellenshop zu.

Sie trägt ihren Titel mit Stolz. Die Jahre, die seit ihrem Triumph vergangen sind, haben die Wirkung der Ehrung nicht geschmälert, ihren Sieg nicht den Glanz gekostet. Die Patina der Zeit, die seit diesem, ihrem Moment verstrichen ist, adelt die Auszeichnung, verleiht ihr eine Aura der Unvergänglichkeit.

Die gläserne Eingangstüre öffnet sich ihr bereitwillig. Automatisch passt sie ihren Gang der Musik an, die aus unsichtbaren Lautsprechern auf sie herabrieselt. Die Anmut ihres dezenten Hüftschwungs ist das Ergebnis einer exakt dosierten Mischung aus angedeutetem Sexappeal und damenhafter Eleganz, die sie zur Perfektion gebracht hat.

Wenn sie die Augen schließt, sieht sie ein unsicheres Mädchen, fast noch ein Kind, das auf wackligen Beinen über den Laufsteg stakst. Unstet wandert sein Blick über das Publikum. Es wird begutachtet und für zu leicht befunden. Das erste Mal eine in jeder Hinsicht demütigende Erfahrung. Bereits in der Vorrunde ausgeschieden. Es wird das einzige Mal bleiben.

Unbedarftheit und Verletzlichkeit legt Sarah so schnell ab, wie sie sich zu professionellem Auftreten trimmt. Sie lernt, den Schein zu wahren, Selbstbewusstsein zu suggerieren.

Schmal ist der Grat zwischen Selbstvertrauen und Arroganz, sie beschreitet ihn mit schlafwandlerischer Sicherheit. Ihr Trainingsplan ist hart, sie befolgt ihn unerbittlich, hungert sich zu Idealmaßen, übt sich in oberflächlicher Konversation, bis sie jedes noch so brisante Thema ins Unverfängliche parlieren kann. Sie ändert ihren Namen, verschweigt ihre Konfession, kreiert eine Identität, die tiefergehendes Interesse an ihrer Person verhindert. Aufmerksamkeit wird einzig ihre Schönheit erregen.

Auf Kurs gebracht, folgt Sieg auf Sieg, werden die Wettbewerbe härter, die Konkurrenz größer, das Hochgefühl nach jeder gewonnenen Schlacht flüchtiger. Sie wird süchtig nach Erfolg und Beifall, Schärpen und Krönchen. Sie hantelt sich von Titel zu Titel, die Einzugsgebiete größer, das Publikum interessierter. In ihren Traum hat sie sich verbissen wie ein Pitbull mit Maulsperre, selbst wenn sie wollte, sie könnte nicht lockerlassen.

Sie. Will. Für Rücksichtnahme ist es zu spät, die Zeit der Freundlichkeit vorüber. Sarah Rosen gehört der Vergangenheit an, das Mädchen, das sie einst war, ist nicht mehr als eine ferne Erinnerung. Das Echo einer behüteten Kindheit, aus der sie gerissen worden ist, ohne Vorwarnung und ohne Zukunft. Ein Niemandskind von Nirgendwo, das gelernt hat, der Welt zu geben, wonach sie verlangt. Sie hat sich zur Kunstfigur geformt, Name und Herkunft so alltäglich wie austauschbar. Siege und Titel sind Daseinsberechtigung, alles an Zuneigung, das sie sich erwarten kann.

Sie lässt nicht zu, dass andere sie aus dem Rampenlicht verdrängen. Sie spinnt Intrigen, schmiedet Ränke, in denen sich ihre Kontrahentinnen verfangen, hilflos angesichts ihres grausamen Kalküls. Was sie tut, macht sie nicht stolz, sie gewinnt keine Befriedigung aus der Verabreichung von Abführmitteln, dem Einölen von Schuhsohlen und der auf sexuellen Gefälligkeiten basierenden Manipulation von Juroren. Die Notwendigkeit ist ihre Triebfeder. Sie berechnet Risiken, wägt ab, registriert potenzielle Bedrohungen, lässt Vorsicht walten und ist stets über jeden Verdacht erhaben. Hinter den Kulissen ist Unauffälligkeit ihre potenteste Waffe. Sie verschmilzt mit der Menge, ein Phantom, flüchtig, bis sie ins Scheinwerferlicht tritt und zu strahlen beginnt.

Bridget heißt ihre Nemesis. Eine pausbäckige Blondine, Fleisch gewordene All-American-Girl-Phantasie. In ihr erkennt sie einen ebenso harten Willen. Bridgets Kampfgeist ist dem ihren ebenbürtig. Ein stummes Erkennen, eine wortlose Respektbezeugung vor der einzigen ernstzunehmenden Gegnerin. Sarah, die nicht mehr Sarah heißt, und nicht mehr wie Sarah denkt, nur manchmal, immer seltener noch als Sarah träumt, akzeptiert die Bedrohung, die von Bridget ausgeht, als Herausforderung.

Was als subtiles Kräfteressen beginnt, artet in ein nervenaufreibendes Vabanquespiel aus. Von der zunehmenden Brutalität des Schlagabtausches erst überfordert, kann sie der erfolgreichen Ausführung ihrer Attacken bald einen gewissen Reiz abgewinnen. Die Angriffe werden offensiver. Die Pfeile, die sie

aufeinander schießen, sind Gift getränkt. Kein schmutziges Detail, das nicht Verwendung findet in diesem Psychokrieg.

Bridget ist schlau und bissig und lästig. Sie kreist Sarah ein, es ist nur noch eine Frage des Wann, nicht mehr des Ob, bis Bridget das Niemandskind aus seinem Versteck zerrt. Sarahs Fähigkeit, kühl zu kalkulieren, geht ihr verloren. Existenzangst lässt sie um sich schlagen. Sie wehrt sich mit Händen und Füßen und wühlt tiefer als sie es sich zugetraut hätte. Was sie Bridget an den Kopf wirft, ein gehässiges Gerücht über einen Großvater, mit dessen Größe es nicht weit her ist, erweist sich als tödlich. Das Kind des Großvaters springt von der Brücke und mit ihm stirbt ihre Konkurrenz. Der Schock weicht Bedauern, das sie tief in sich vergräbt, dort, wo auch Sarah ihre Ruhestätte hat. Der Weg zum Sieg ist frei, sie beschreitet ihn, ohne sich umzudrehen. Sie blendet die Erinnerung aus, erreicht ihr Ziel und triumphiert. Bridget verblasst zu einer Fußnote ihrer Geschichte, wird zur Gefährtin des Niemandskindes.

Blinzelnd steuert sie auf die Kühltheke zu. Sie ist weitsichtig geworden, etwas, das sie wie andere Alterserscheinungen als lächerlich abtut. Brille trägt sie keine, zum Lesen fehlen ihr Geduld und, wie sie sich insgeheim eingesteht, Bildung. Ihre Fehlsichtigkeit kaschiert sie, indem sie nicht von Routinen abweicht, die sich in ihr Leben gegraben haben wie Wagenspuren in die Prärie. Haus und Garten halten sie beschäftigt, zu tun findet sie immer etwas. In sparsam dosierten Momenten der Muße lässt sie ihr Leben Revue passieren, pflegt das Monument ihrer Erinnerungen und füllt die Leere in ihrem Inneren mit dem schal gewordenen Glanz vergangener Größe.

Mit einem Mal müde greift sie nach der Milch, fast rutscht ihr die Flasche aus der Hand. Die Beute umklammernd, richtet sie sich auf. Sie zwingt ein Lächeln auf ihre Lippen, zu perfekt geformt, um sich noch kräuseln zu können, ihre Mimik ein Kollateralschaden im Krieg gegen die Zeit. Die Sonnenbrille, die sie trägt, immer wenn sie das Haus verlässt, verbirgt den leeren Ausdruck ihrer Augen, von denen sich ihre Emotionen nicht ablesen lassen. Die Jahre ihres Daseins als schmutzige Hülle, die Simulation herzlicher Harmlosigkeit, die Künstlichkeit dem Anlass angemessener Regungen, haben sie ausgehöhlt, ihr Wesen verkümmern lassen.

Die Milch in der Hand wie eine kostbare Trophäe schreitet sie zur Kasse. Im Bewusstsein, eine Königin zu sein, jetzt und für immer, reicht sie dem Kassier eine Banknote. Sie verzichtet auf das Wechselgeld, der geringe Betrag kein

Vergleich zur huldvollen Geste. Dank erwartet sie nicht und ist doch getroffen, als er ausbleibt. Der Verkäufer würdigt sie weder eines Blickes noch eines Wortes. Er widmet sich Kunden, die mehr Profit versprechen als sie, die einst Sarah Rosen war und es schon viel länger nicht mehr ist. Sie wendet sich ab, die versagte Bewunderung schürt ihren Trotz, aus dem sie die Kraft zieht, mit durchgedrücktem Kreuz und erhobenem Haupt zum Wagen zu stolzieren, sich in den spröde gewordenen Ledersitz sinken zu lassen und nach Hause zu fahren. Sie hat es nicht weit, gerade weit genug, den Wagen zu nehmen, zu Fuß zu gehen mutet sie sich nicht zu. Die Stöckel sind hoch, die Füße müde.

Später wird sie sich ein Glas Milch einschenken und sich damit auf die Veranda setzen. Kalt und cremig wird das Weiße sie mit jenem Hauch von Zufriedenheit erfüllen, den sie sich zugesteht. Schluckweise wird sie die Milch genießen, bis es Abend ist und die Flasche leer. Dann wird sie ins Haus gehen, in dem es kühl ist und düster und die einzigen Geräusche die ihren sind. Sie wird sich abschminken und eincremen, jeder Körperteil, jede Gesichtspartie mit einer speziellen Lotion, die Haare auf Wickler drehen, ins Bett gehen, die Schlafmaske aufsetzen, auf dem Rücken liegen und in die Dunkelheit starren.

Lange wird sie liegen und starren und versuchen, an nichts zu denken, und scheitern, denn jeden Abend, jede Nacht bekommt sie Besuch. Sarah, die keine Sarah mehr ist, sieht die Sarah, die sie war, bevor sie zum Niemandskind wurde, zur Schönheitskönigin, zu dem, was übrig ist. Eine Sarah, die weint und wütet und sich schämt und Verzeihung erfleht von dem Mädchen, das der Preis ihrer Schönheit war, und zu ihrer Gefährtin verdammt ist. Sie wird sich in einen Schlaf weinen, der unruhig sein wird, von wirren Träumen zerrissen. Mit dem Geschmack des Bedauerns auf der Zunge wird sie aufwachen, noch bevor die Sonne aufgegangen sein wird, die Augen rot und verquollen, im Spiegel das Gesicht einer müden alten Frau, die vielleicht vor langer Zeit einmal schön war. Sie wird sich waschen und schminken, die Kleiderauswahl eine Zeremonie, dann wird sie die Sonnenbrille aufsetzen, das Haus verlassen und ins Auto steigen.

Die Schönheitskönigin Sarah Rosen fährt an einer Tankstelle vor. Sie öffnet die Wagentüre, schwingt die Beine mit eingeübter Eleganz aus dem Chassis, und gleitet mit einer graziösen Bewegung aus dem Auto. Sie streicht ihren Rock glatt, drückt den Rücken durch und hebt das Kinn.

Die Schauspieler

A

„Toll“, dachte er bestens gelaunt, „echt toll, dass man so einen Freund hat! Nun ist das Problem endgültig gelöst.“ Erfreut las er das Fax noch einmal, das vor wenigen Minuten gekommen war und lehnte sich im Sessel zurück. Sein französischer Geschäftspartner und guter Freund zugleich hatte fast wortwörtlich das geschrieben, was er ihm gestern am Telefon diktiert hatte. „Na ja“, schmunzelte er vergnügt, „wer hätte schon meine Lage besser verstanden, als ein Franzose? Pierre ist einfach pures Gold! Echt...“

Das bisher unlösbare Problem war der immer näher heranrückende Geburtstag seiner Frau. An sich natürlich nichts Besonderes, aber dass ihr Geburtstag genau auf den seiner neuen Freundin fiel, machte ihn in den letzten Tagen recht nervös. Er hatte der jungen Dame am Anfang der leidenschaftlichen und immer noch recht frischen Beziehung leichthin versprochen diesen Geburtstag mit ihr allein zu feiern und den ganzen Tag ihr zu widmen. Woher konnte er damals wissen, dass die beiden Frauen am gleichen Tag geboren waren! Nun war es zu spät: die süße Thea hatte ihren Geburtstag inzwischen schon in allen Einzelheiten geplant: ein schönes Essen am Nachmittag in einem gemütlichen und schicken Restaurant, dann Theaterbesuch (wie sie gemeint hatte – ein ganz modernes und äußerst interessantes Stück in einem kleinen aber sehr bekannten Kellertheater), danach eine nette Bar und anschließend eine zauberhafte Nacht in ihrer Wohnung bei Kerzenlicht und Champagner. Kurz – ganz wie in klassischen Hollywood-Filmen, natürlich bis auf das verfluchte Datum, das so unerbittlich heranrückte. Er wurde von Tag zu Tag immer unruhiger und war fast verzweifelt. An die bevorstehende Reaktion seiner Frau wollte er einfach nicht denken. Am Ende rief er – beschämt und verzweifelt zugleich – Pierre an und schilderte ihm seine unerfreuliche Lage. Pierre lachte herzlich:

„Voilà, mon cher ami! Mach dir keine Sorgen! Ich schreibe dir gleich ein Fax, als müsstest du dringend zu einem verdammt wichtigen Partnertreffen nach Paris fahren. Sag mir nur, was ich da alles genau schreiben soll und dann kannst

du dich mit deiner süßen Maus paar Tage rumwälzen. Man sagt, so was sei in unserem Alter sehr gesund. Ha, ha, ha! Viel Spaß, mon amie!“

Er atmete erleichtert auf:

„Du liest aber meine Gedanken! Merci Pierre!“, rief er hochofrenut aus, „genau darum wollte ich dich bitten!“

So einfach hatte sich die Sache erledigt.

B

Der kleine Saal des Theaters, das laut Thea voll im Trend lag, war voll. Er kam sich für so ein junges Publikum endlos alt vor. „Na ja, was soll's... Wenn du eine junge Frau und noch etwas jüngere Freundin haben willst, musst du dir manchmal etwas gefallen lassen, was dir nicht sonderlich am Herzen liegt...“ dachte er melancholisch und sah sich vorsichtig um. „Aber die Bude hier hat ja auch einen Vorteil – hier würde kaum jemand mich erkennen“, schlussfolgerte er fast erfreut. Doch ein kurzer Blick aufs Publikum trübte seine Freude. „Scheiße! Zwischen mir und den Rumtreibern da liegt wohl wenigstens eine Generation...“ Er seufzte möglichst leise, damit Thea es nicht hören konnte, aber diese war völlig in das Bühnengeschehen vertieft und schien alle irdischen Sachen restlos vergessen zu haben. Er guckte auf die Uhr und seufzte noch einmal. Eine Ewigkeit noch bis zum schönsten Teil des Programms – der Weg zum heiß begehrten Schlafzimmer ging ja auch noch über die Bar, in der er nicht nur trinken, sondern womöglich auch würde tanzen müssen – je nachdem, wonach es seine junge Freundin gerade gelüsten würde. Er winkte resigniert ab und versuchte sich auf die Bühne zu konzentrieren. Für ihn war das Ganze, was auf der Bühne passierte, eigentlich nur pures Chaos. Den Text fand er kaum verständlich und die Musik total chaotisch bis langweilig. Im Hintergrund der Bühne erschienen irgendwelche skurrilen geometrischen Figuren oder völlig zusammenhanglose Bilder an der Leinwand in unregelmäßigen Zeitabständen. Auf einmal wurde es totenstill. Das Licht setzte abrupt aus. Nach einer Weile fiel eine Lichtkugel auf die Bühnenmitte und es entstand sofort eine gelbe Rauchwolke, aus deren Tiefe acht erstarrte Mimen mit entsetzlichen grünen Affenmasken langsam herauswuchsen. Es wurde langsam wieder hell und die Musik setzte laut ein.

Die Mimen hielten schwarze Regenschirme in der Hand und sahen in ihren hautengen schwarz-gelben Kostümen wie schwarze schlanke Affen aus. Sie starrten einige Sekunden lang in den Saal hinein und begannen dann mit ihren scheinbar knochenlosen Armen und Beinen – bald rhythmisch bald arhythmisch – irgendwelche seltsamen Bewegungen und Figuren zu machen, die sicherlich einen besonderen oder geheimnisvollen Sinn haben mussten. Diese für ihn völlig unbekannte Körper- oder Symbolsprache schienen andere Zuschauer bestens zu beherrschen und applaudierten den Mimen laut. Plötzlich erstarrten die Tanzenden und es wurde still. Einige Sekunden später klappten sie ihre Regenschirme zusammen, teilten sich in Zweiergruppen und gingen tänzelnd auseinander. An den Bühnenrand angelangt liefen sie die kleinen Treppen in den Zuschauerraum herunter. Sie stellten sich im Gang zwischen den Sitzreihen auf und setzten ihren bizarren Tanz nach den ersten dröhnenden Tönen des Schlagzeugs wieder fort. Der Saal klatschte Beifall im Rhythmus des Schlagzeugs. Zu seinem Erstaunen gefiel ihm dieser Tanz gut und er klatschte auch gerne mit. Die Tänzer kamen immer näher. Zum Glück saß er im Gangsitz und konnte die Tänzer gut beobachten. Nie hatte er Schauspieler so nah erlebt. Diese wirkten nicht mehr so geheimnisvoll, wie auf der Bühne und er glaubte sogar hinter den widerlichen Affenmasken müde und geschwitzte Gesichter zu sehen, die – wie er – das Finale der Vorstellung kaum erwarten konnten. Einer der Mimen blieb direkt vor ihm stehen. Er blickte neugierig auf und stellte zufrieden fest, dass es eine Frau war. Im nächsten Augenblick holte die Mimin mit ihrem zusammengeklappten Regenschirm blitzschnell aus und Bruchteilsekunden später knallte der Regenschirm mit voller Wucht auf seine rosarote Glatze. „Vielen Dank fürs Geburtstagsgeschenk, du Wüstling!“ fauchte die Mimin überlaut, „und dir natürlich auch, du Scheißtussl!“ kreischte sie noch einmal lauthals und verpasste seiner völlig verwirrten Freundin eine deftige Ohrfeige.

Ja! Die Stimme der wütenden Mimin war leider durchaus unverkennbar: Es war seine Frau! Vor Scham und Überraschung total verblüfft sprang er mit puterrotem Gesicht wild auf und stürzte Hals über Kopf zum Ausgang. Im guten Glauben, dass dies eine der besten szenischen Einfälle des jungen Regisseurs war, applaudierte der Saal überlaut. Doch nach wenigen Sekunden sorgte die äußerst natürliche und in keinster Weise theatralische Flucht des

Unglücklichen für dröhnendes Gelächter. Viele sprangen auf und sahen ihm nach. Seine geohrfeigte Freundin – ebenfalls purpurrot im Gesicht wie ihr Kavalier – stand betont langsam auf und verließ unter schalendem Gelächter und spöttischem Applaus der äußerst amüsierten Zuschauer im Eilschritt den Saal.

C

... Nach der Heirat musste sie nicht mehr arbeiten – als Frau des Chefs einer erfolgreichen Firma hatte sie es nicht mehr nötig. So genoss sie – eine junge und schöne Frau aus bescheidenen Verhältnissen – das Eliteleben der Großstadt und war damit sehr zufrieden, weil sie früher von einem solchen Leben nur träumen konnte. Doch nach zwei-drei Jahren hatte sie es langsam satt. Kinder hatten sie keine und ihr Mann wollte von einer Arbeit nichts hören: dies bedeutete vor allem eine gewisse Freiheit für seine Frau, die immerhin fast fünfzehn Jahre jünger war als er. Und er fand äußerst unerwünscht, dass sie ohne ihn eventuell für längere Zeit außer Haus blieb. Um sich nicht zu Tode zu langweilen beschloss sie zuerst Fremdsprachen zu lernen, aber bald musste sie sich eingestehen, dass sie dazu weder Gabe noch Nerv besaß. Nach einiger Zeit fand sie in der Zeitung eine für sie interessante Anzeige: Das in der Stadt sehr bekannte Tanzstudio hatte noch einige Plätze frei und lud Interessenten ein. Tanzen war ihre Leidenschaft und sie bedauerte immer, dass sich ihre Eltern während der Schulzeit oder auch später keine Tanzschule leisten konnten. Nun beschloss sie dieses Tanzstudio heimlich zu besuchen, obwohl ihr klar war, dass ihr Mann dies bestimmt nicht gutheißen würde. Doch der unerfüllte Wunsch ihrer Jugend war immer noch so heiß, dass sie sich gleich am nächsten Tag bei dem Studio meldete. In wenigen Monaten machte sie so große Fortschritte, dass selbst der Studiochef auf sie aufmerksam wurde. Das Studio arbeitete mit einigen Theatern zusammen und bald landete die frischgebackene Tänzerin bei der Mimentruppe eines kleinen aber populären Theaters. Sie hielt das für den größten Erfolg ihres Lebens und war überglücklich. Nun wollte sie ihren Mann – egal, wie er dann auf ihre heimliche Beschäftigung reagieren würde – zu ihrer Premiere einladen, die zufällig auf ihren Geburtstag fiel. Leider musste dieser plötzlich geschäftlich nach Paris fahren...

Sabine Bartsch

Briefe eines Unbekannten

Vor drei Wochen war der erste Brief gekommen. Er bestand aus nur drei Sätzen.

„Verehrte, Sie sind anders als die anderen. Ich bewundere Ihre Anmut. Es grüßt Sie ein unbekannter Verehrer.“

Niemals zuvor hatte sie einen anonymen Brief bekommen. Er war auf unauffälligem weißem Papier geschrieben, die Schrift gefiel ihr. Aber wer spricht denn heutzutage noch Frauen mit Verehrte an? Und besonders anmutig kam sie sich auch nicht gerade vor. Ihre Kommilitonen kamen allesamt nicht in Frage, die hätten das übliche du gewählt und sich anders ausgedrückt. Vielleicht einer Ihrer Professoren? Oder ein Kunde der Bäckerei, in der sie zweimal in der Woche arbeitete, um ihr mageres Budget etwas aufzubessern? Sie konnte sich keinen rechten Reim auf den Brief machen, doch die drei Sätze beschäftigten sie mehr, als sie sich selber einzugestehen bereit war.

Eine Woche später fand sie den nächsten Brief im Briefkasten. Sie erkannte Briefpapier und Schrift sofort und ging zurück in ihre Mansardenwohnung, obwohl sie eigentlich für die erste Vorlesung schon ziemlich spät dran war. Die Wohnung war klein, aber zu Studienbeginn war sie glücklich gewesen, nicht in eines der schrecklichen Hochhäuser ziehen zu müssen. Als junge Frau, die in der behüteten Atmosphäre eines kleinen Dorfes aufgewachsen war, war ihr die Großstadt in den ersten Monaten ohnehin unheimlich genug gewesen.

Sie fand sich selbst äußerst lächerlich, weil ihr Herz so stark klopfte. Vielleicht wird er sich jetzt ja zu erkennen geben. Von ihren Professoren kam eigentlich nur Dr. Gabbert in Frage, bei dem sie englische Literatur belegt hatte. Sie mochte ihn, er war noch ziemlich jung für einen Prof und hatte sie hin und wieder viel sagend angesehen. Falls sie sich das nicht nur eingebildet hatte. Er liebte Literatur wirklich, das merkte man an der Leidenschaft, mit der er seine

Vorlesungen hielt. Sie würden sich bestimmt gut verstehen, denn auch sie konnte sich ein Leben ohne Literatur und Poesie nicht vorstellen. Aber würde er ihr anonyme Briefe schreiben?

Mach den Brief auf, dann weißt du mehr, du dumme Nuss! Nach kurzem Zögern riss sie den Umschlag auf.

„Verehrte, wie gerne wäre ich jetzt bei Ihnen. Wollen Sie meine Dulzinea sein und ich bin Ihr Ritter? Schlafen Sie gut heute Nacht, ich denke an Sie!“ Mit einer Tasse Kaffee hatte sie sich an den Küchentisch gesetzt und die Zeilen immer wieder gelesen. „Wollen Sie meine Dulzinea sein und ich bin Ihr Ritter?“ War das eine Botschaft? Wer sich mit englischer Literatur beschäftigt, kennt natürlich auch die spanischen Klassiker. War es wirklich Dr. Gabbert? Sie fand es irgendwie süß, dass jemand auf diese Weise um sie warb. Und seine Formulierungen, obwohl furchtbar altmodisch, brachten etwas in ihrem Innersten zum schwingen. Es musste sich bei dem Absender des Briefes auf jeden Fall um einen Menschen handeln, dem Sprache wichtig war. Noch etwas, das sie verband.

Fünf Tage waren seit dem letzten Brief vergangen. In vier Wochen würden die Semesterferien beginnen und der große Unbekannte hatte sich noch immer nicht zu erkennen gegeben. Die Ferien verbrachte sie zuhause bei den Eltern, dort fühlte sie sich noch immer viel wohler, die Hektik der Großstadt lag ihr einfach nicht. Sie hatte einen Übergangsmieter für ihre Wohnung gefunden, so dass sie die Miete komplett einsparen konnte. Es war ein Student aus der medizinischen Fakultät, dem das WG-Zimmer gekündigt worden war und der noch nichts Neues hatte. Neben den üblichen Werbeblättchen fischte sie einen weißen Umschlag aus dem Briefkasten. Sobald sie im Auto saß, öffnete sie ihn und begann zu lesen. Sie würde wieder zu spät zur Vorlesung kommen.

„Verehrte, wie schön es ist, Sie anzusehen. In der Sommersonne glänzt Ihr Haar, als wäre es aus Seide. Das Kleid, das Sie gestern trugen, stand Ihnen ausgezeichnet. Aber finden Sie es nicht ein wenig kurz? Damen Ihres Schlages haben das doch nicht nötig. Ich denke immer an Sie, meine kleine Dulzinea, bald werden wir uns gegenüberstehen.“

Sie waren sich also am Vortag begegnet. Was hatte sie gestern gemacht? Es war einer ihrer vorlesungsfreien Tage, sie war aber trotzdem am Vormittag in der Uni gewesen. Nachmittags hatte sie in der Bäckerei gearbeitet.

Na super, es könnte jeder sein. Dr. Gabbert war ihr kurz in der Bibliothek begegnet, er mochte ihr Aussehen und das Kleid durchaus registriert haben. Allerdings war er ihr seltsam abwesend vorgekommen, hatte sie kaum begrüßt. Kann das ein Trick gewesen sein, um sich noch nicht sobald zu offenbaren?

Irgendwas an dem Brief gefiel ihr nicht, nur was?

„Meine kleine Dulzinea!“ Ziemlich forsch, fand sie.

Wer bist Du?

Und dann wusste sie es!

Dulzinea mit z, nicht mit c. Sie war sich so gut wie sicher, dass sich dieser ungewöhnliche Name mit c schrieb und beschloss, die Vorlesung ganz ausfallen zu lassen und stattdessen der Universitätsbibliothek einen Besuch abzustatten. Der Don Quijote war nicht schwer zu finden, die Bibliothek war gut sortiert. Sie setzte sich an einen der Arbeitstische und fing an zu lesen.

„An einem Orte der Mancha, an dessen Namen ich mich nicht erinnern will, lebte vor nicht langer Zeit ein Hidalgo, einer von jenen, die einen Speer im Lanzengestell, eine alte Tartsche, einen hagern Gaul und einen Windhund zum Jagen haben ...“

Der Text nahm sie sofort gefangen. Obwohl er fast vierhundert Jahre alt war, hatte er nichts von seiner Magie verloren. Und die Geschichte war einfach wundervoll. Dieser arme Spinner mit seinen Wahnvorstellungen und dem Gaul Rosinante. Dann fand sie eine Stelle, wo der selbsternannte Ritter seinem Knappen von der imaginären Geliebten erzählt. Dulcinea mit c. Damit schied Dr. Gabbert aus, dieser Fehler wäre ihm nicht passiert. Schade, ihre Enttäuschung war größer, als sie für möglich gehalten hätte. Ein Kommilitone aus ihrem Fachbereich war ebenfalls undenkbar. Auch wenn sie in letzter Zeit durchaus in Erwägung gezogen hatte, dass die so herrlich gestelzte Sprache absichtlich eingesetzt wurde, um sie in die Irre zu führen und die Auflösung dieses Spiels nicht allzu schnell erraten zu lassen.

Aber war es überhaupt ein Spiel? Was wusste sie denn eigentlich von dem Autor der Briefe? Dass er neutrales Briefpapier benutzt, eine schöne Schrift hat und sonderbar altmodische Formulierungen verwendet. Mehr nicht! Wieso bin ich

eigentlich so sicher, dass der unbekannte Schreiber jemand ist, den ich mögen würde? Vielleicht hat er ja selber einen Spleen wie sein Ritter von der traurigen Gestalt. Sie beschloss, die Sache abzuhaken. Wer was von ihr wollte, sollte gefälligst mit ihr reden und keine blöden Spielchen spielen. Sie würde künftige Briefe einfach ungeöffnet in den Papierkorb werfen. Doch das musste sie gar nicht, denn es kamen keine weiteren Briefe.

Vier Wochen später hatte sie die Geschichte fast vergessen. Sie freute sich auf die freie Zeit, die vor ihr lag. Endlich Urlaub. Die letzten Arbeiten, die sie noch vor den Semesterferien hatte abgeben müssen, waren anstrengend gewesen, dazu der Job in der Bäckerei. Sie konnte ein paar unbeschwerte Wochen gut gebrauchen. Die Bücher, die sie im Urlaub lesen wollte, packte sie in die Reisetasche, es waren viel zu viele, aber sie konnte einfach keines da lassen. Sie würde das Auto nehmen, damit sie alles mitnehmen konnte, was ihr am Herzen lag, und sehr früh aufbrechen. Dann konnte sie zuhause sein, bevor es richtig heiß wurde, dieser Sommer hatte es wirklich in sich. Kaum mal ein Tag unter 30 Grad und ihre alte Kiste hatte keine Klimaanlage. Jetzt, wo es langsam zu dämmern begann, wurde es etwas erträglicher in ihrer Wohnung. Sie hatte alle Fenster aufgemacht, so dass ein leichter Wind durch die Zimmer wehte. Es klingelte. Das musste Markus sein, der Medizinstudent, dem sie während der Ferien ihre Wohnung überlassen würde. Er war ganz schön spät dran. Sie betätigte den Summer im Flur und öffnete die Wohnungstür. Dann ging sie zurück in die Küche und stellte die Flasche Wein, die sie als Mitbringsel für den Vater gekauft hatte, auf den Tisch. Es wäre schade, wenn sie die morgen früh vergessen würde, weil es ein wirklich guter Tropfen war, soweit sie das beurteilen konnte. Der Vater würde sich darüber freuen.

Die Wohnungstür wurde geschlossen.

„Hallo Markus, ich bin in der Küche.“ Keine Antwort.

Verwundert ging sie in den Flur, dort stand ein fremder Mann.

„Sie müssen sich in der Tür geirrt haben.“

„Nein, hier bin ich richtig.“ Er war vielleicht 40 Jahre alt, klein und hager, Typ ewiger Loser mit fettigen Haaren und einem fusseligen Bart. Außerdem hatte er eine pockennarbige Haut, die sein ungepflegtes Erscheinungsbild noch verstärkte.

Er musterte sie eingehend.

„Ich brauche weder einen neuen Staubsauger noch will ich irgendeine Zeitung abonnieren“, sagte sie leicht genervt. Der Kerl war garantiert von irgendeiner Drückerkolonne.

„Aber ich habe etwas, das Du ganz sicher brauchst.“

Vielleicht ist er Versicherungsvertreter, die sind auch immer ziemlich lästig.

Wieso duzt der mich eigentlich?

„Hören Sie, ich habe es eilig und ich brauche keine Versicherung, keine Telefonflatrate oder was auch immer sie meinen, mir verkaufen zu wollen, also verlassen Sie jetzt bitte meine Wohnung.“

Er machte keinerlei Anstalten zu gehen.

„Hallo, rede ich chinesisch? Verlassen Sie meine Wohnung!“, ihre Stimme wurde lauter.

„Aber Du hast doch die ganze Zeit auf mich gewartet.“

Wie bitte?

„Sie müssen mich mit jemandem verwechseln, ich kenne sie überhaupt nicht.“

Sie spürte einen Anflug von Panik, irgendwas stimmte hier ganz und gar nicht. Wenn doch Markus endlich käme. Es klingelte erneut, das musste er sein. Sie wandte sich zur Tür, doch ein Blick des fremden Mannes machte ihr klar, dass er sie nicht vorbei lassen würde. Das Klingeln schien ihn nicht weiter zu stören. Lächelnd schob er sie weg von der Tür, weiter hinein in die Wohnung.

„Raus hier oder ich rufe die Polizei!“ Sie merkte selbst, wie wenig überzeugend das klang.

Er sah sie an, irgendwas stimmte nicht mit seinen Augen. Der ist definitiv meschugge. Ruhig bleiben, ganz ruhig!

Sie stand in der Küchentür, er war nur noch wenige Zentimeter von ihr entfernt. Wenn sie erst in der Küche war, wäre jeder Weg zum Ausgang abgeschnitten.

„Was wollen sie von mir?“, ihre Stimme klang jetzt schrill, ihr Herz raste.

„Das weißt Du nicht?“

Doch, sie wusste es!

„Nein, das weiß ich nicht. Wer sind sie und was wollen sie von mir?“ Ihr Körper bebte, sie hatte ihn kaum noch unter Kontrolle.

Ganz ruhig, du musst cool bleiben, keine Panik! Markus steht unten und wird sich wundern, dass du ihm nicht öffnest. Aber würde er dann gleich die Polizei rufen? Wohl eher nicht.

Irgendwo hatte sie gelesen, dass sich Vergewaltiger, und darum handelte es sich bei diesem Irren ja wohl, durch selbstbewusstes Auftreten der potentiellen Opfer abschrecken lassen. Nur, woher sollte sie in dieser Situation das Selbstbewusstsein nehmen?

Ein weiteres, ungeduldigeres Klingeln.

„Das ist mein Vater, wenn ich nicht aufmache wird er die Polizei rufen oder gleich die Tür aufbrechen“. Der Mann lächelte. Er versuchte ihre Wange zu berühren, sie wich zurück bis an den Küchentisch.

„Du bist noch begehrenswerter, als ich gedacht habe. Und so ängstlich. Dabei brauchst du vor mir doch keine Angst zu haben.“

Seine Stimme erinnerte sie an jemanden, sie wusste aber nicht an wen. Jetzt berührte er ihre Wange, ihr wurde speiübel.

Ich muss hier raus!

„Nun werden wir uns nie wieder trennen, meine kleine Dulzinea.“

Sanft strich er über ihren Hals, seine Hand glitt runter zu ihrem Ausschnitt und öffnete einen Knopf ihrer Bluse, so vorsichtig, als würde er eine besonders zarte Blume pflücken.

Sie nahm seinen Geruch wahr und ihre Übelkeit verstärkte sich. Der Boden begann zu wanken, verzweifelt hielt sie sich an der Arbeitsplatte fest. In der Küche war es jetzt fast dunkel, das Fenster ging auf den Hinterhof. Niemand würde sie hören, wenn sie jetzt um Hilfe rufen würde.

Jetzt nur nicht schlappmachen, Mädchen! Wenn sie an die Besteckschublade käme, könnte sie vielleicht ein Messer heraus nehmen.

Nur, wäre sie auch dazu in der Lage, zuzustechen?

Er öffnete den zweiten Blusenknopf, immer noch lächelnd.

„Wir sind Zwillinge, meine kleine Dulzinea, für immer zusammen. Du ein Teil von mir, ich ein Teil von Dir.“

Er wird mich töten! Die Erkenntnis traf sie wie ein Blitz. Erst vergewaltigen und dann töten! Ihre Beine zitterten jetzt heftig, sie konnte sich kaum noch

aufrecht halten. Sie versuchte die Schublade zu erreichen, in der die Messer lagen, wissend, dass keines davon wirklich scharf war. Es gelang ihr nicht.

„Wollen wir es uns nicht etwas bequemer machen, ich habe unser Schlafzimmer noch gar nicht gesehen.“ Seine Stimme hatte sich zu einem irren Singsang gewandelt.

Norman Bates! Er hatte die Stimme von Norman Bates aus dem Film Psycho, wenn er in die Rolle seiner toten Mutter schlüpft.

Sanft nahm er ihre linke Hand und küsste die Innenfläche, sie würde sich jeden Moment übergeben müssen. Dann zog er sie mit sich. Sie sah die Weinflasche auf dem Tisch stehen und dachte an ihren Vater. Er würde sie vermissen. Wenn ich ihn nicht töte, wird er mich töten!

Sie nahm die Flasche, registrierte noch die blutrote Farbe des Weines, hob sie über ihren Kopf und ... zögerte, sie konnte es nicht tun.

Ihr Zögern war nur kurz, aber er hatte es bemerkt und drehte sich zu ihr um. Ehrlich verblüfft schaute er auf die Flasche.

„Aber meine kleine Dulzinea?“

Dulzinea! Er spricht es auch noch falsch aus!

Die lähmende Panik machte einer Wut Platz, die sie selber überraschte. Sie hasste ihn.

„Komm, sei lieb und gib mir die Flasche, kleine Dulzinea“, er streckte ihr seine Hand entgegen.

„Du nennst mich nie wieder Dulzinea, Du Arschloch!“ Mit ungeahnter Kraft schlug sie ihm die Weinflasche über den Schädel.

Das Brechen der Schädeldecke machte ein hässliches Geräusch.

„Dulcinea schreibt man übrigens mit c.“

Ungläubig starrte er sie an, dann ging er mit einem merkwürdigen Gurgeln zu Boden und blieb regungslos liegen. Die Flasche war seltsamerweise heil geblieben.

Renegald Gruwe

„Er“

Manchmal sitzt Er am Rand seiner Insel und sieht in die Ferne. Bei schönem Wetter, wenn die Sicht ganz klar ist, glaubt Er ganz weit dahinten Land zu sehen. Und manchmal sieht Er Menschen. Aber die kommen nicht zu ihm herüber. Er möchte auch gar nicht, dass sie ihn besuchen. Womöglich sind es Kannibalen, und wenn sie hungrig sind, fressen sie seine Seele. Auch wenn sie nicht hungrig sind, haben sie es auf seine Seele abgesehen. Das war schon immer so. Menschen fressen Seelen.

Wann die letzten Besucher auf seiner Insel waren, daran kann Er sich nicht genau erinnern. Bestimmt waren es seine Mutter und sein Vater. Das ist lange her. Seine Frau war nur ganz früher mal da und hat sich nicht wohl gefühlt. Daran erinnert Er sich. Es rieche so komisch und sie bekäme auf so einer Insel immer Beklemmungen. Kinder? Nein, an Kinder hat Er keine Erinnerung. Seit damals ist niemand mehr gekommen.

Die einzigen, die seine Insel betreten, sind Schwester Ursula, der Pfleger Heinz und der Doktor, dessen Namen Er sich nicht merken kann. Der kommt auch von einer Insel, aber die ist weit weg. Der Doktor ist ganz braun. Dort, wo er herkommt, ist es heiß und die Sonne scheint das ganze Jahr.

Vor seiner Insel regnet es ab und zu und im Winter schneit es. Ganz weiß ist das Meer dann und Spuren von Walen und Delphinen auf ihrer Wanderschaft zeichnen sich im Schnee ab.

Im Sommer blühen viele bunte Blumen auf dem Meer und es duftet nach Wärme. Ein lauer Wind weht über seine Insel und Er hält sein Gesicht in die Sonnenstrahlen. Schwester Ursula schimpft dann und sagt: Er benehme sich wie ein kleines Kind und nicht wie ein Professor. Er komme doch schließlich nicht aus Afrika oder von der Insel des Doktors, wo die Menschen an Sonne gewöhnt sind.

Dass Er nicht von seiner Insel herunter geht, liegt daran, dass Er nicht schwimmen kann. Er würde untergehen. Ertrinken. So steht es in seiner Akte. So hat es der braune Arzt gesagt und damit Er nicht zu nahe an das Ufer geht

und von seiner Insel herunterfällt, bringt ihm Schwester Ursula Tabletten. Morgens eine und abends eine. Eins und eins sind zwei.

Früher lebte Er in dem fernen Land auf der anderen Seite des Meeres und lehrte jungen Menschen Mathematik. Dann gab es einen Klick in seinem Kopf und die Insel wurde zu seinem neuen zu Hause.

So vergehen die Tage und die Nächte und wenn die Sterne über dem großen Meer leuchten, kann Er sie nicht zählen, weil es so viele sind. Gerne würde Er sie zusammenrechnen, aber die Zahlen im Kopf reichen dafür nicht aus.

Und wenn Er träumt, dann segelt Er mit einem weißen Boot, das aussieht wie sein Bett, hinunter von seiner Insel und hinaus aufs Meer, in Richtung Land, das am Horizont liegt. Doch der Wind lässt nach und eine bleierne Flaute fesselt die Segel seines Schiffes schlaff an den Mast. Er versucht zu pusten und hält die Hand vor den Mund und bläst durch den Trichter seiner Hände aus voller Lunge in das Tuch. Dann wacht Er auf und das Bett ist nass. So als sei Er ins Wasser gefallen und beinahe ertrunken. In diesem Traum aber kann Er schwimmen. Um hinüber zum anderen Ufer zu gelangen, reicht die Kraft auch in seinen Träumen nicht.

Und dann sind ja dort auch noch die Kannibalen.

Dorothea Reinecke

Über der Fläche

Wir knuspern Möwen in den Himmel
(abgebrochne Worte)
sie durchtränken den Himmel mit ihrem Schrein:
die schifferne Einsamkeit
die Gesten bleiben
ihr findet euch
auf Wasserhöhe
geschützt nur durch Planken
Möwen am spitzen Mund

Nadia Kraam

Begegnungen

Als Milan die Augen öffnete, brauchte er Sekunden, um sich zu vergegenwärtigen, wo er sich befand. Irgendein undefinierbares Geräusch war in seine Traumwelt eingedrungen und hatte messerscharf in sein Bewusstsein geschnitten. Er blinzelte einige Male in der Hoffnung, das taube Gefühl, das wie ein farbloser Schleier seine Sinne benebelt hatte, zu überwinden. Plötzlich sprang die Tür auf, ein kühler Windhauch drang durch den Raum. An der Türschwelle zeichnete sich die Kontur einer Gestalt ab. Für einen kurzen Moment war sich Milan unsicher, ob er träumte oder bei vollem Bewusstsein war. Das Wesen näherte sich, es schien zu schweben und kam vor Milans Bett zum Stillstand. Es war keine Einbildung, stellte Milan entsetzt fest. Aber, was war es dann? Ein Adrenalinstoß riss ihn aus seiner Lethargie. Mit weit aufgerissenen Augen sprang er ruckartig aus dem Bett und starrte den Schatten entgegen, der ihm jetzt gegenüber stand. Wie ein schnellwirkendes Gift breitete sich Panik in Milans Körper aus und ließ seinen Atem stocken. Mit zitternder Hand knipste er die Nachtschlampe an. Nun konnte er die Gestalt deutlich erkennen. Ein langer schwarzer Mantel umhüllte sie. Der Anblick traf Milan wie ein Schlag, als die Kapuze, die bisher ihr Antlitz verborgen hatte, zurückfiel. Er sah in sein eigenes Spiegelbild mit dem Unterschied, dass das Gesicht seines Gegenübers älter war. Dunkle Schatten lagen unter seinen Augen, seine Haut war kreidebleich. Auf seinem Gesicht war dennoch ein Ausdruck der Zuversicht erkennbar. Hastig wich Milan zur Seite. Sein Magen verkrampfte sich. Wie war das möglich? Das konnte nicht sein, versuchte er sich zu beruhigen. Es konnte einfach nicht wahr sein! Als junger Wissenschaftler war er es gewohnt, rational zu denken. Es gab für alles eine Erklärung. An das Paranormale hatte er nie geglaubt, es eher belächelt. Er musste sich zusammenreißen. Einige Sekunden verstrichen, ohne dass sich ihre Augen voneinander lösten. Sekunden, die Milan wie eine Ewigkeit vorkamen. Endlich gab er sich einen Ruck. »Wer bist Du?«, fragte er mit gefasster Stimme. Die Anspannung löste sich allmählich, als ein Lächeln über das Gesicht seines Gegenübers huschte. »Ich bin Du, und ich komme aus der Zukunft!«,

antwortete er mit einer Gelassenheit, die Milan frösteln ließ. Bevor er etwas erwidern konnte, fuhr sein »Ich aus der Zukunft« fort: »Ich kann verstehen, dass du irritiert bist, aber lass` es mich erklären, uns bleibt wenig Zeit.« Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, streckte er seinen Arm aus und berührte mit einer Hand Milans Schläfe. Bevor dieser reagieren konnte, geschah mit ihm etwas Unglaubliches. Milan fühlte sich wie im Trance. Vor seinen Augen lief ein Film im Schnelldurchlauf ab. Der Anblick war so entsetzlich und traurig zugleich, dass er seine Emotionen nicht länger im Zaum halten konnte. Tränen rannen über seine Wangen. Er verspürte tiefen Schmerz. Was er sah, war die Zukunft der Menschheit.

Nichts schien mehr übrig geblieben zu sein von der vertrauten Welt, die er in Erinnerung hatte. Kriege zwischen den Welten hatten alles in Schutt und Asche gelegt. Allein die stickige Luft und die Dunkelheit, die sich wie ein schwarzer Schleier über die Welt ausgebreitet hatte, waren übrig geblieben. Der Anblick war kaum zu ertragen. Milan schrie auf, als er unerwartet in die Tiefe gerissen wurde. Ein Gefühl der Hilflosigkeit machte sich in ihm breit. Die Grenze zwischen Himmel und Erde verschwamm. Die Dunkelheit, die ihn umgab, schien endlos zu sein. Er war orientierungslos. Verloren in der Leere zwischen Traum und Wirklichkeit.

Ein schriller Ton riss Milan aus seiner Ohnmacht. Schweißüberströmt, zitternd und mit rasendem Herzen öffnete er schlagartig die Augen. Helles Licht durchflutete das vertraute Zimmer, er lag in seinem Bett. Nach einem kurzen Augenblick der Verwirrung erfasste ihn maßlose Erleichterung, als er den schrillen Ton dem Klingeln seines Weckers zuordnen konnte. »Es war also doch nur ein Albtraum!«, murmelte er leise vor sich hin. Schmunzelnd erinnerte sich Milan an die Worte seines »Ichs aus der Zukunft«. Er sei auserwählt und habe Kräfte, die er nutzen müsse. Die Zukunft der Menschheit läge in seinen Händen. Was für ein Schwachsinn!, dachte er. Das klang wie die abgedroschenen Sätze aus einer Science-Fiktion-Serie.

Milan merkte wie sehr seine Kehle brannte. Er hatte Durst. Der Albtraum hatte an seinen Kräften gezehrt. Er fühlte sich erschöpft. Als er langsam aufstand, fiel sein Blick auf den Boden. Ein schwarzer Mantel mit Kapuze lag neben seinem Bett. Milan erstarrte...



Katja Vogel

Handvoll Zeit

Sie war die Zehnte. Vielleicht auch die Zwölfte oder nur die Achte. Mit Sicherheit kann ich es nicht sagen. Es spielt auch keine Rolle, die Wievielte sie tatsächlich war. Sie kam als eine von vielen, Hospitanten und ständig wechselnde Mitarbeiter des Pflegedienstes, der mich seit etwas mehr als einem Jahr besucht. Die Gründe für diese Wechsel, die eine Unruhe in mein Leben bringen, weiß ich nicht und ich frage nicht danach. Sie kam als eine von vielen und blieb als die, die ich die Zehnte nenne. Zehn ist eine Zahl, deren Symbolik mir gefällt, das ist alles. Sie ist die Zahl einer Ganzheit, die nichts mehr mit unseren irdischen Verflechtungen zu tun hat. Deshalb sage ich, dass sie die Zehnte ist, mit ihr erhalten meine Tage – auf kurze Zeit besehen – eine erträgliche Ordnung. Die Elfte ist sie nicht. Das liegt daran, dass die Zahl Elf das Böse symbolisiert. Sie ist das Eine, das die göttliche Ordnung übersteigen, das eherne Gesetz brechen will und – da sich das Göttliche nicht sprengen lässt – über den Rand springen und zerschellen muss. Die Elf ist der Luzifer der Zahlen, das über das Runde gestürzte Übermaß, das eine Quäntchen, das das Fass zum Überlaufen bringt, und deshalb war sie nicht die Elfte, die mein Haus betrat, keinesfalls war sie das.

Wie alle anderen läutet sie, bevor sie den Schlüssel ins Schloss steckt, das Licht im Flur anschaltet und die Treppe heraufkommt. Wenn ich, schlafe klopft sie gegen den Türrahmen oder ruft in mäßiger Lautstärke ein freundliches ‚Hallo, guten Abend‘. Ich schließe die Zimmertür nie. Manchmal werde ich wach, wenn die Holzstufen knarren. Ich beginne zu lächeln, und auch sie betritt das Zimmer mit einem Lächeln auf dem Gesicht. Aber nicht nur daran, dass ich mich auf ihr Kommen freue, merke ich, dass sie die Zehnte ist. Durch ihren Besuch wird mein Leben abgerundet. Schon nach dem zweiten Abend, an dem ich sie wegen des Lichtes gerügt hatte, wusste ich, dass sie die Zehnte ist und damit die Letzte, die mir ein Zeichen setzt. Seit sie abends kommt und einige Minuten – auch über die geplante Zeit hinaus – mit mir plaudert, weiß ich, dass mein Leben bald einen Abschluss finden wird. Was sie mir außer ihrem Lächeln und ihrer Aufmerksamkeit bereitstellt, ist diese eine Handvoll Zeit, die ich nicht bemessen kann. Ich weiß, bald ist es soweit, und ich werde sagen: Jetzt.

Wie jeden Tag lag ich im Bett und las die Zeitung, ich trug eine Wollweste mit einer vom Alter undefinierbar gewordenen Farbe, das Fenster war gekippt. Auch wenn mich fröstelt, lasse ich das Fenster einen Spalt geöffnet, mein Lufthunger ist enorm. Das mag daran liegen, dass ich das Haus nicht mehr verlasse. Ich habe Angst. Meine Angst wächst. Ich pendle zwischen den beiden Zimmern des oberen Stockwerks hin und her, die Treppe, die ins Erdgeschoss führt, wage ich schon lange nicht mehr zu betreten. Ein kleiner Kühlschrank, der einmal wöchentlich von meinem Bruder mit Einkäufen gefüllt wird, ermöglicht mir dieses Dasein einer minimalen Bewegungsfreiheit, ohne dass ich Gefahr laufe, den Hungertod zu erleiden. Meine Beine schwellen vom vielen Sitzen und Liegen an, „ödematös“ nennen das die Pflegekräfte, so schreiben sie es auf das Berichtsblatt: „Unterschenkel von Knöchel bis Tibia Mitte ödematös“, geschwollen eben, Folgen hat das aber keine. Sie kommen täglich und ich vergewissere ihnen, dass ich meine Medikamente eingenommen habe. Mehr will ich nicht. Meine große Angst ist, ins Krankenhaus eingeliefert und dort als verwahrlost beschimpft zu werden. Das ist mir im vergangenen Jahr geschehen. Ich will es nicht noch einmal erleben. Mir genügt es, hin und wieder meiner Besorgnis über die geschwollenen Knöchel Ausdruck zu verleihen, meine Tage mit dem Lesen von Zeitungen und der Durchsicht der Rechnungen zu verbringen oder eine Vorabendsendung im Fernsehen anzuschauen. Jedenfalls hat es mir genügt bis zu dem Zeitpunkt, als die Zehnte mein Haus betrat. Seit ich auf sie warte, vergesse ich, dass die Zeitung vor mir auf der Decke liegt, ich öffne sie oft erst am Spätnachmittag und überfliege wahllos Artikel, um der Gewohnheit Genüge zu tun. Die Überzeugung, dass man wissen muss, was in der Welt vor sich geht, ist mir schon vor langer Zeit abhandengekommen. Mich befriedigt allein das Blättern und Knistern, der Geruch der Druckerschwärze, der an Intensität zunimmt, wenn die Zeitung von Regen oder Nebel feucht geworden ist. Dies gehört zu meinen Tagen, wie das Dunkeln am Abend und das Rauschen des Regens in den ungepflegten Büschen vor dem Fenster.

An einem Spätsommerabend betrat sie mein Haus, sie stellte sich vor und gab mir die Hand. Ihren Namen habe ich vergessen, aber das macht nichts. Ich glaube nicht, dass es sie stört. Sie weiß, dass ich sie die Zehnte nenne, seit ich sie wegen des Lichtes gerügt habe und wir lachen oft darüber, es ist ein eingespielter, liebgewonnener Scherz zwischen uns. Sie kennt sich mit Symbolik aus. Auch das schätze ich an ihr, ich muss nicht viel erklären. Rätselhaftes bringt

sie nicht aus dem Gleichgewicht. Jedenfalls merkt man es ihr nicht an und das verleiht mir Sicherheit.

Damals hat sie vergessen, das Licht auszumachen. Die Begebenheit des Sturzes – *der große, der erste Fall*, wie ich ihn nenne – drängte sich mit einer Lebendigkeit auf, als hätte ich ihn erst vor kurzem erlebt. Es war an dem Abend, als sie das erste Mal alleine kam, ihre Einarbeitung war beendet. Nach ein paar Minuten verabschiedete sie sich und vergaß, das Licht im Treppenhaus zu löschen. Ich hörte, wie sie die Treppe hinunterging, die Innentür öffnete und schloss, dann zog sie die Haustür zu und durch das gekippte Fenster drang das Klappern vieler Schlüssel herein, bis sie den passenden für meine Haustür gefunden hatte, ihn ins Schlüsselloch steckte und umdrehte. Nach einigen Atemzügen quietschte das gusseiserne Gartentürchen, ein kurzer metallener Schlag bedeutete mir, dass sie es geschlossen hatte. Ich war allein. Draußen wurde es dunkel. Jeden Abend bin ich froh, wenn es dämmt, denn es bedeutet, dass der Tag bald zu Ende ist.

Es dauerte lange, bis mir bewusst wurde, dass im Treppenhaus das Licht noch brannte. Der Schalter befindet sich am Fußende der Holzterre. Es ist ein kleiner Hebel aus Plastik, der nach oben oder unten zu bewegen ist. Ein altes Modell, so alt, wie die Leitungen, die seit dem Bau des Hauses nicht ausgebessert worden sind.

Das Licht brachte meine Ordnung durcheinander. Einige Minuten vor den Abendnachrichten stand ich auf und ging schwerfällig ins Wohnzimmer. Das mache ich jeden Abend und gewöhnlich liegt die Holzterre seitlich im Dunkeln. Ich weiß, dass sie sich dort befindet, aber ich ignoriere sie. Keine Treppe, kein Erdgeschoss, kein Leben außerhalb des Hauses, keine Gefahr. Nun, bei Licht besehen, fiel mir ihr steiler Abstieg auf. Er betört mich bis heute, auch wenn sich üblicherweise im Vorbeigehen rechter Hand nur Finsternis auftut. Ich riss mich los und beschloss, sie am nächsten Tag wegen des Versäumnisses zu rügen. Der Tadel hat unser Verhältnis nicht getrübt. Jeden Abend löscht sie seither das Licht. Inzwischen ist es November und das Erdgeschoss liegt völlig in Dunkelheit versenkt unter mir, wenn sie das Haus verlässt. Die eine Nacht, in der das Treppenhaus erleuchtet war und mich am Schlaf hinderte, reichte aus, um das darauf folgende Dunkel zum Lockruf werden zu lassen. Seither wird mein Gedächtnis von der Erinnerung an den großen Fall bedrängt, von diesem jähen Sturz in die Tiefe, der endlose Tage nach sich zog – Rattenschwanz der Einsamkeit, Stunden des Wartens auf einen

Tod, der nicht eintrat – bis mein Lebenswille erwachte. Dort, am Fuß der Treppe, begann er, sich nach vielen Stunden, nach Tagen zu regen, er hat sich erhoben, er hat mich gepackt und umklammert. Er trieb mich dazu, blutverschmiert und nach Urin stinkend über den Boden zu kriechen, in der Küche alle Ecken nach einer Wasserflasche abzusuchen, im Esszimmer nach dem Telefon zu greifen, um meine Schwägerin anzurufen. Er war so wild, dass mich der Zorn packte, als sie ins Telefon sagte, sie würde erst am nächsten Morgen kommen, mitten in der Nacht könne sie den Hausschlüssel nicht im Garten ausgraben. Also lag ich weitere Stunden auf dem Boden, von wirren Gedanken erfüllt, in die sich die gedämpften Geräusche der Stadt mischten, nur der Lebenswille zuckte und bebte in mir mit jedem Schluck, den ich aus der Wasserflasche nahm.

Am nächsten Tag wurde ich in die Klinik gebracht. Eine Krankenschwester sagte mit unverhülltem Abscheu in die kalte Leere des Notfallzentrums hinein, sie habe noch nie einen so verwahrlosten Menschen gesehen. Ich will es nie wieder erleben.

Das alles erzählte ich ihr, die ich die Zehnte nenne, am gleichen Abend, nachdem ich die Rüge ausgesprochen hatte, und sie hörte schweigend zu. Ich bin sicher, dass sie den geheimen Sinn meines Erzählens verstand, auch wenn ich verschwieg, dass mein Lebenswille fremd war, ein unberechenbares Tier, das mich belauerte. Er ließ mich erst dann wieder los, als die Furcht vor einem weiteren, scheiternden Sturz größer war als er. Verwildert folgt er mir seither heimlich durch die Zimmer, ist ein harmloser Schatten der Angst. Sie ist es, die mich heute davon abhält, die Flaschen leer zu trinken, an den Treppenabsatz zu treten und mich dem haltlosen Schwindel zu überlassen, der mich ins Bodenlose zu ziehen droht.

Dass sie die verstaubten Flaschen nicht erwähnt, die vor der untersten Kommodenschublade aufgereiht stehen, erfüllt mich mit Gewissheit, dass sie mich nicht für eine Quartalsäuerin hält, wie andere es tun. Sie sehen nicht den Staub, nicht das abgelebte Leben. Ihm folgen Einsamkeit, schwer zu betäubender Schmerz und ein fahles Gedächtnis. Ihr Schweigen ist von der Art, dass ich mich mit meinen kleinen und unbedeutenden Geschichten ausbreiten kann, für ein paar Minuten während ihres Hierseins. Sie unterdrückt kein Gähnen, denn sie weiß zu schätzen, dass ich keine Geschichte ein zweites Mal erzähle. Ihr wacher Gesichtsausdruck lässt mich bei vergangenen Kleinigkeiten verweilen, einem nie verwirklichten Traum von zwei Amphoren auf der

Gartenmauer, einer Reise nach England oder den vielen anderen unerfüllten Wünschen. Mir bleibt eine Handvoll Zeit, sie weiß es, ich weiß es. Wir sprechen über dies und das, den plötzlichen Schnee, die gestiegenen Heizkosten. Über alles, was plötzlich enden kann, schweigen wir.

Und irgendwann wird Zeit sein. Dann werde ich aufstehen, an den Treppenabsatz treten, mir werden meine geschwollenen Beine gleichgültig sein und was eine übermüdete Krankenschwester sagen könnte.

Ich werde taumeln und sagen: Jetzt.

Anna Drujan

Der Spiegel

Ich bin alleine, ganz einsam. Das Schlimmste ist, dass ich es nie gelernt habe, alleine zu sein. Plötzlich wurde ich im Stich gelassen, ohne Vorwarnung, ohne Erklärung. Woher soll ich wissen, was ein Mensch in seiner Einsamkeit tut? Wie er handelt, wenn die Gedanken Worte werden, die laut im Kopf dröhnen, während alles andere bloß Stille ist?

Leg dich hin und weine, flüstert eine Stimme in mir drin. Steh auf und lache, ruft die nächste. Ich werde hin und her gerissen, kann mich nicht entscheiden – solche Gedanken kannte ich bisher nicht. Mir ist fremd, dass ich selber zu mir sprechen kann. Gespannt lausche ich in mein Innerstes, beobachte die Stimmen, die tief in mir streiten.

Die eine steht auf einem Hocker und sagt, Selbstmitleid sei Zeitverschwendung und sie wolle sich aufraffen, etwas mit ihrem Leben anfangen. Die andere kniet in einer Ecke auf dem Boden, schluchzt laut und schreit, sie habe es nicht verdient und dürfe jetzt traurig sein. Eine dritte trägt eine Brille und sitzt an einem Tisch aus dunklem Holz, sie überarbeitet einen Stapel Texte, der vor ihr liegt. Arbeiten, ablenken, murmelt sie. Die vierte trainiert ihre Armmuskeln und blickt verachtend auf die restlichen Stimmen. Ihr seid Idioten!, ruft sie schnaufend, wir müssen uns rächen!.

Die letzte Stimme sitzt auf einem breiten Sofa und hält sich einen Handspiegel vor das Gesicht. Sie sieht sich an und staunt über die vielen, kleinen Sommersprossen, über die spitze Nase und das runde Kinn. Dann reibt sie ihr krauses Haar zwischen den Fingern und blickt sich in die Augen. *Warum nutzen wir nicht diese Stimmung (diesen Zustand der Einsamkeit, diese Umstände), um uns kennen zu lernen?*, richten sich ihre Worte an die anderen Stimmen im Raum. Sie läuft zu jeder Stimme und schüttelt ihr die Hand. Nicht alle sind von der Idee begeistert. Die Trainierende wirkt wütend, die Arbeitende fühlt sich gestört, die Weinende aber richtet sich mit verquollenen Augen auf, und die Entschlossene

freut sich über den Vorschlag, schüttelt begeistert die Hände der anderen Stimmen.

Ich stehe vor meinem Spiegel und sehe mich an. Bin ich noch einsam? Alleine habe ich Zeit, um herauszufinden wer ich bin. Lächelnd strecke ich meinem Spiegelbild die Hand hin.

Guten Tag, nachdem wir schon so eine lange Zeit miteinander verbracht haben!, sage ich laut. Ohne zu zögern lächelt die Spiegelfrau zurück und reicht mir ihre Hand.

Daniela Schmidt

Monsieur Jacques

Jacques lag an einem wunderschönen Sonntagnachmittag, wie an fast jeden Tag auf dem Schreibtisch seines Besitzers Lukas Browslawski. Den ganzen Tag lang, konnte Jacques nichts anderes tun, als an die Decke starren oder sich mit den anderen Gegenständen, wie Lineal, Schreibtischlampe, Locher, Bleistift usw. unterhalten. Sofern er nicht auf den Bauch gedreht oder wieder einmal irgendwo vergessen wurde. Jacques erlebte im Laufe seines Lebens die schönsten Abenteuer und ging auf unzählige Reisen, quer durch die Welt. Er wurde von Familie zu Familie weitergereicht. Jacques war sehr alt aber immer noch sehr funktionstüchtig. Wenn er einmal leer wurde, das heißt, wenn ihm die Tinte ausging, nahm man ihn in den Schreibwarenhandel mit und füllte ihn mit frischer Tinte auf. Eines schönen Tages, als Jacques sich wieder einmal durch den Tag träumte, legte Lukas ihm unerwartet einen Tintenkiller zur Seite und Jacques verliebte sich unsterblich in die Dame, die für einige Zeit bei den Browslawskis zu Besuch war. Alberta interessierte sich zunächst nicht für Jacques, sie wirkte eingebildet, eitel und selbstverliebt. Sie hatte eine manipulative Persönlichkeit, sofern man das von einer Tintenkiller Dame behaupten konnte. Alberta würdigte ihn keines Blickes, aber Jacques war unsterblich in sie verliebt und tat alles um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. An einem Montagmorgen erfuhr Alberta, dass Jacques mal wieder in den Schreibwarenhandel gebracht werden sollte, um seine Tinte aufzufüllen und beschloss sich ihm anzuschließen. Sie wollte unbedingt raus in die weite Welt, das Leben sehen, die Welt und den Augenblick genießen, koste es, was es wolle. Denn ein Tintenkiller Dasein war alles andere als schön. Tintenkiller wurden benutzt um Fehler zu korrigieren und die meisten Kinder kauten auf ihren Köpfen herum oder verbrauchten sie schon nach kurzer Zeit, so das die Lebensdauer eines Tintenkillers nicht sehr lange war. Alberta fing nun an, auf Jacques Annäherungsversuchen einzugehen, um ihn geschickt so zu manipulieren, dass er ihr alle Wünsche erfüllte. So verliebt, wie er gewesen war, war das eine leichte Angelegenheit.

Er konnte ihr aber keine großen Versprechungen machen, denn wer war er schon? Nicht mehr als ein einfacher alter Füllfederhalter. Und wie sollte er auf

sich aufmerksam machen? Jacques unterhielt sich nie mit den Menschen. Er konnte Gegenstände bitte, etwas für ihn zu tun, mehr aber auch nicht. Doch plötzlich hatte er eine Idee. Jacques beschloss seine restliche Tinte auf dem Schreibtisch auslaufen zu lassen und bat Alberta, sich direkt neben ihn zu legen. Er hoffte, wenn er auslaufen würde und Lukas Hände voller Tinte wären, er zur Sicherheit lieber den Tintenkiller mitnehmen würde, um ein weiteres Unglück zu verhindern. Sein Plan ging auf. Lukas nahm seinen Füllfederhalter in die Finger, die Tinte lief aus und färbte seine rechte Hand blau. Fluchend und genervt zugleich griff Lukas nach Alberta und löschte die Tinte vom Finger und Schreibtisch. Er stöpselte die Tintenkiller Dame zu, wickelte Jacques in ein Papiertaschentuch und machte sich auf den Weg zum Schreibwarenhandel. Alberta war aufgeregt wie ein kleines Kind und quatschte Jacques die ganze Zeit über die Ohren voll. Sie lagen beide in Lukas Brusttasche und kamen sich näher. Jacques erhoffte sich nun mehr, aber Alberta hielt ihn immer wieder auf Distanz, weil sie ein anderes Ziel verfolgte.

Im Schreibwarenhandel angekommen, übergab Lukas seinen Füllfederhalter dem Verkäufer, legte Alberta daneben und kaufte noch ein paar Artikel für zu Hause ein. Das war Albertas Chance, geschickt rollte sie sich, als der Verkäufer nicht hinsah, vom Tisch, über den Fußboden und landete unter einem Regal. Sie hatte es endlich geschafft. Alberta war frei und Jacques tot unglücklich. Sie hatte ihn nur benutzt um ihr Ziel zu erreichen, die Freiheit. Jacques Tinte wurde ausgewechselt und Alberta von Lukas vergessen. Jacques verkraftete seinen Verlust nicht und wurde immer trauriger. Er sprach immer weniger, zog sich in sich zurück, mied jeden Kontakt mit den anderen. Seine Tinte schien immer mehr zu verblassen, bis sie eines Tages restlos auslief und er mit dem Schreiben aufhörte. Jacques weigerte sich auch nur einen Buchstaben zu schreiben, keine Tinte mehr zu vergießen, weil er Alberta so schrecklich vermisste.

Aber nur wenige Wochen später, kurz bevor er völlig auseinanderbrach, kam Elvira, eine süße junge Tintenkiller Dame zu Besuch. Lukas hatte sie im Schreibwarenhandel gekauft, weil er seinen letzten Tintenkiller offensichtlich verloren hatte. Sie wurde frisch geliefert und kam aus Kanada. Elvira schaffte es durch ihre wundervolle Ausstrahlung, Ehrlichkeit, Treue und Zuneigung zu Jacques, das gebrochene Herz des Füllfederhalters zu heilen. Jacques hatte sich schon längst aufgegeben aber durch Elviras Liebe schrieb er schöner denn je.

Steve Hoegener

Feldberg

Als der Regen aufhörte, erwachte Fränz. Frische, kühle Luft strömte durch die offene Schiebetür in sein Zimmer, das hoch oben im 6. Stock des Hotelturns aus den 80er Jahren lag. Die fast tropische Schwüle war vertrieben worden. Es roch nach Regen und Meer und nach Pinien und kurz wehte auch der fettige Geruch der Strandpizzeria mit den Focaccias und den Piadine herein. Fränz fühlte sich verschwitzt. Er drehte sich auf die Seite und kostete mit seiner Zungenspitze die gleichmäßig gebräunte Rückenhaut Lolas. Er lächelte, sie schmeckte irgendwie nach Salz und nach Haut, die in der Sonne gelegen hatte. Ihre Haare hingegen strömten den Chlorgeruch des hellblauen Hotelpools aus. Sie lagen in einer wilden, schwarzen Welle auf ihren Armen, die sie über ihrem Kopf verschränkt hatte. Lag die Mähne auf ihrem Rücken, wurde ihr scheinbar zu warm. Mit seiner Hand streichelte er ihr über die Rückendüne, strich ihr die weiße Leinendecke vom Po und drückte ihr einen Kuss auf die weiße Haut. „Hey!“, murmelte sie nur und bedeckte sich wieder, ohne ihr Gesicht aus dem Kissen zu heben. „Ich fühl mich elektrisch.“ Fränz rollte sich aus dem Bett, zog seine Badehose an, ging raus auf sein Balkon. Die Sonne brach gerade durch die bedrohlich wirkende, grauschwarze Wolkendecke, die sich landeinwärts schob. Ein fernes Donnerrollen rollte vom Hinterland her auf Riccione zu. Er fragte sich, wieso Gewitter in Italien immer so dramatisch wirkten. Aber es passte. Es war in die Siesta gefallen. Nun konnte der normale Strandbetrieb noch eine Zeit lang weitergehen. Aber die Augusthitze war gebrochen.

Unten fielen Bündel von Sonnenstrahlen auf den Sandstrand, wo die ersten Menschen schon wieder in Strandbekleidung hinströmten. Am Morgen war er noch am nussbraunen alten Bagnino vorbeigegangen, der schon die ersten rot-blau gestreiften Sonnenliegen mit einem Wasserschlauch abspritzte, um sie dann in den kleinen, ebenfalls rot-blauen Holzkabinen entlang der Strandpromenade zu verstauen. Die Kulisse wird abgebaut, hatte Fränz gedacht. Bis zum nächsten Sommer. Und in der Erinnerung schien es Fränz so, als habe der Bademeister ihm in Zeitlupe zugewunken, und er erinnerte sich deutlich an die blendend weißen Zähne unter der Ray-Ban-Brille und an jede

einzelne Falte in der ledernen Haut über den schnigen, alten Bauch- und Armmuskeln. „E la fine staggione! Kaputt!“, rief er lachend. „Fertig!“, rief Fränz lachend zurück. „Si, sì!“ Und dann wanderten seine verspiegelten Augen zwei vorbeischlendernden schwedischen Beachballspielerinnen (so sahen sie auf jeden Fall mal aus) hinterher und er piffte leise und spritzte die nächste Liege ab. Und es roch metallisch nach kaltem Leitungswasser.

Seitlicher Meeresblick. Das bedeutete, Fränz konnte die Adria nur sehen, wenn er sich über das Inoxgeländer lehnte. Von hier oben sah sie sogar blau aus. Rechter Hand, wo sich die Gewitterfront westwärts bewegte, ins Hinterland der Romagna, konnte er San Marino sehen. „Ich will noch bei dir bleiben!“, rief Lola aus dem Bett. „Ich bin auch nur noch drei Tage hier.“ „Du verstehst nicht. Wir können uns besuchen. München-Luxemburg ist ja keine Distanz.“

Fränz fischte sich eine Zigarette aus dem Päckchen, das auf dem Balkonstuhl lag. Er hatte es von einem erschreckend mageren Äthiopier gekauft, der tagaus tagein den Strand ablief und heiser „*sigarette!*“ brüllte. Die Rippen traten dabei unter der dunklen Haut hervor. Die Gesichter der munter gestikulierenden Italiener verhärteten sich kurz beim Vorbeischlendern. Dann glitten die hinter falschen Markensonnenbrillen versteckten Augen über ihn hinweg, als wäre er gar nicht da.

Lola saß auf dem Bett und schaute ihn mit ihren dunklen Augen an. Er hielt ihr das Päckchen mit ausgestrecktem Arm hin. Sie schüttelte verneinend ihren Kopf, wobei ihre langen Haare die kleinen braunen Brustwarzen enthüllten und wieder bedeckten. „Ich glaub die Hitze ist gebrochen.“ Ihr Blick sah an seinen Augen vorbei. Er nahm einen tiefen Zug und ließ den Rauch in die abgekühlte Luft entströmen, wo er sich verlor. „Ja. Vielleicht.“ Sie schaute auf ihre nackten Füße. Er betrachtete ihren Mund, den er küssen wollte. Und dann fragte er sich, ob er sich an ihren warmen Lippen schmecken könnte. „Meine BWL-Seminare beginnen gleich wieder.“ „Das ist schrecklich“, sagte er, grinste und wandte sich wieder der Aussicht zu. In einem Hotelzimmer gegenüber lief ein junges Paar nackt herum. Sie redeten lachend, dann schlüpfte das Mädchen in ein gelbes Bikinihöschen. „Was denkst du?“ „Nichts.“ Er zog ein letztes Mal an seiner Zigarette und drückte sie an dem großen metallenen F aus, dem ersten Buchstaben des Hotelnamens, der links vom Balkon die azurine Fassade hinunterlief. Feldberg. Aus der Nähe betrachtet war es ein von der Zeit und der Witterung verschmutztes Azurblau. Unten überquerte ein Paar Tennisspieler

die Straße. Die Schläger auf dem Rücken. Sie in Weiß, mit kurzem Faltenröckchen, er mit so einem doofen Poloshirt, wo auch Polo draufsteht und ein riesiger Polospieler über die Brust reitet. Und eine Spielernummer konnte Fränz auch erkennen. Vom Balkon aus. 01. Fuck! Er hörte Lolas nackte Füße auf dem Boden und blickte kurz über seine Schulter. Sie hatte sich in ein Strandtuch eingewickelt und ging ins Bad. Dann suchte sein Blick wieder die Spieler.

Er fragte sich, ob sie nur Tennis spielten oder ob sie ein romantisches Paar waren.

Christoph Leisten

consensual

I

augenblicke schmerzen in erinnerung eines jeden
tages, abläufe, unter denen die gewohnten bilder

immer wieder fremd erscheinen vor lauter vertrautheit
zwischen papier und pupille, nähe und ferne,

verlust und gewinn. im takt des lidschlags
bricht vergangenheit auf, wie eine vergessene

gegenwart, der du in partizipien begegnest.
anhaltend der blick, zurück auf eine fensterflucht

vielleicht, in der du dich damals vergaßt. wer weiß,
es geht weiter, wohin es auch geht, und du siehst

schon andere tage vor dir, wo türen und fenster
geöffnet, dass jemand komme, in deine augen blicke.

II

tasten, worauf die buchstaben längst abgetragen sind
in ferne räume, wo sie auf bildschirmen leuchten

in immer neuen variationen deiner worte,
die fremde augen wärmen und weiten, während

du weiterschreibst, blindlings wissend vor schmerz
und glück, zwischen trance und tränen die ganze nacht,

für die du zu müde bist, bis du davon erwachst,
im schatten des lichts, dass die bewegung deiner finger

all deine vielen facetten ins gegenüber schleift
und wieder zu dir zurück, wo du dich beginnen kannst,

tief unter den unsichtbaren zeichen, die sich dir zutragen,
leise und leicht, um dich hinüber ins freie zu tasten.

III

auf deiner zunge aber sei alles bittere spürbar
nur in den hinteren regionen, wo keine laute mehr

entstehen, hieß es lange zeit, als gebäre die höhle
mundraum eine kartographie aus lauter hoffnung,

die die berührung von zunge zu zunge dir zuwirft.
aber die grenzen sind längst überschritten, worte,

an die du dich hieltest, gebrochen und dir verwehrt.
sie setzen sich fort, gerade an dieser stelle, knospen

auf: rezeptoren zwischen süß, salzig und sauer,
die nach jahrzehnten erinnert werden. zugegeben:

wir wissen wenig darüber. immer noch insgeheim
löst sich das bittere wort für wort auf deiner zunge.

IV

zu hören die prognose von spürbar nachlassendem
regen. deine aufnahme bewegt sich gegenwärtig noch

zu den negativen konnotationen im ohr; stillstand also,
doch die frequenzen wechseln im stündlichen takt,

wo vertrautes plötzlich auffährt für einen moment der stille.
während du auf das dunkle hörst, hoffst du auf leisere klänge,

vernehmliche musik. als käme der frühling von selbst,
stellst du blumen ins fenster, erwartest still vor dich hin,

auch wenn immer noch unentwegt tropfen gegen deine
scheibe schlagen: das ohr kommt langsam ins gleichgewicht,

als die prognose verklungen, das radio verstummt,
der tag gelöscht ist in deinem traum vom zuhören.

V

ein atmen geht durch den raum. lauter flüchtige substanzen,
in die sich deine gemischten gefühle einschreiben

zwischen anziehung und abstoßung. so war es schon immer.
du hattest dich leicht an die dinge gewöhnt, an die ätherischen

öle zwischen balsam und betäubung, wo sich gerüche
einnisten zwischen immer und nie. witterungsbedingte

moleküle, die, gelöst, in zellen registrierbar werden,
kaum benennnbar in ihrem gemisch. aber diese tage

sind ein beginnen im luftstrom des nunmehr geöffneten fensters,
wo eine rose erscheint wie die variation einer erinnerung

aus weiter ferne, die du vergessen haben wolltest, bis der wind
dich eines besseren belehrt, du von ihm lernst: dein einatmen.

VI

das zusammenfühlen lässt nach, öffnet wege, rauscht im wort
sinnstiftende mechanismen herbei. hinter der angst

wird sichtbar: geruch der geräusche, die in immer neuen
farben nach deinem gusto dich berühren unterm spiegel

oberflächlicher wahrnehmung, als hätten die sensoren sich
ineinander verschlungen: augenblicke tasten auf deiner zunge,

zu hören ein atmen, das zusammenfühlen lässt, consensual,
leben und schmerz, die form der klänge auf deinem körper,

ein geben und nehmen, miteinander verbunden, verschlingend
die angst und das, was dich so lange von dir trennen musste,

bis du jetzt in dir aufgehst, vorwärtsgewandt, in deinem ich
das beginnen kannst, was dich fortan das zusammen fühlen lässt.

Olivia Thieme

Champagner statt Earl Grey

- *Morgen?*

- *Wenn du möchtest?*

- *Versprochen.*

Sie schreibt Briefe auf sonnenbefleckten Terrassen. Er setzt den Brieföffner an, in der blauen Küche, kerzengerade. Sie sammelt Blätter vor Cafés in denen sie mit anderen Männern Kaffee trinkt, und schickt sie ihm mit der Post. Er bewahrt Sie auf, in leeren Lebkuchendosen, und denkt daran, wie es wäre, einen echten Kaffee mit ihr zu teilen. Ein paar heiß dampfende Minuten in Pappbechern.

Sie wirft mit Farbe an die Wand ihres Appartements und schickt ihm ein Foto: Rot oder Lila? Rot, tippt er zurück, rot wie deine Lieblingsschuhe. Ein paar Sekunden später die Antwort: ein roter Kussmund, eilig an die Wand gepinselt. Die Farbe glänzt noch ein wenig auf dem Handybildschirm.

Seine Finger auf der Tastatur klingen gut, sie verflechten Buchstaben zu Worten, die für ein Lächeln auf ihrem Gesicht sorgen. Sie dürfen: Tasten befingern, bis sie E-Mails ausspucken, den Stift aufs Papier heben für seitenlange Briefe. Nicht aber: mit den Spitzen über ihre Haare fahren, ihre Hand vorsichtig umdrehen und auf ihre Handfläche zeichnen. Vögel und Palmen.

Es wird Winter. Statt gepressten Blättern mit vom langen Flug eingerissenen Enden zieht er nun harte, trockene Plätzchen aus dem Briefumschlag. Etwaige Zahnbeschädigung wagen und davon kosten? Nein, nur eine Geste, schreibt sie. Denn da, wo ich bin, ist es kalt und man braucht Weihnachtslichter und Glühwein zum Überleben.

Als er abends in der blauen Küche sitzt, mit offenem Fenster wegen der Hitze, öffnet er die Flasche Glühwein. Der Verkäufer im Fachgeschäft hat ihn nicht verstanden – Glühwein, bei diesen Temperaturen? Aber es funktioniert, als er einen Brief aus Unachtsamkeit mit Glühwein befleckt, fühlt es sich fast so an, als sei sie im Raum.

Über seinem Kühlschrank hängt noch immer der Notizzettel: – *Morgen?* – *Wenn du möchtest?* – *Versprochen.* Die Worte, in flüchtigem Rausch getippt an dem

Abend, an dem sie sich auf dieser Chatseite begegnet waren. Der erste rollende Stein der Lawine an Fotos und Mails und Briefen und geteilten Höhen und Tiefen. *Wann treffe ich dich wieder?*

Valentinstag kommt. Er schickt ein kleines Herz aus Bambusholz, doch die Post ist schlampig und langsam und es kommt nicht rechtzeitig. Sie sendet ihm ein Bild von ihrer Katze neben einem Zuckergussherz: Von einem Verehrer. Einem wirklich präsenten, der weiß, wie ihr Shampoo riecht und wie sich ihre kaffeewarmen Hände anfühlen; wahrscheinlich hat er selbst Fuß in ihre Wohnung gesetzt und das Zuckergussherz dort auf dem Holztisch abgeliefert. Katze, denkt er, konzentrier dich auf die Katze. Sie starrt ihn durch den Bildschirm an, beinahe lasziv.

Was möchtest du von mir?, schreibt er schließlich.

Sie tippt zu lange für das eine Wort, das schließlich auf sein Display tanzt: Alles. Ich kenne nicht einmal deine Stimme, schreibt er.

Taube Finger schließen den Chat und bedecken seine Augen.

Der Frühling bringt ein Mädchen in seine Wohnung, blassblondes Haar und ein halbes Lächeln. Sie trinken Rotwein und sehen sich DVDs an. Wann sehen wir uns wieder?, fragt sie und er sagt: Morgen?

Leider keine Zeit, sie müsse in ihren Yogakurs, bedauert sie hastig, aber wie wäre es denn Mittwoch?

Und auf einmal möchte er sie anschreien und ihr kleines halbes Lächeln von ihrem Gesicht wehen: Du hast den Text vergessen! Der Text geht anders! Dein Text, ihr Text!

Morgen? Wenn du möchtest? Versprochen! Versprochen, hörst du?

Die blaue Küche brennt ab. Er hat vergessen, die Herdplatte auszumachen. Über Nacht hat erst ein Handtuch, dann die Theke, die Holzverkleidung Feuer gefangen. Ein paar Freunde helfen ihm, die Sache in Ordnung zu bringen. Verkorkelte Gegenstände bilden einen Stapel in der Ecke, die Lebkuchendose mit ihren Briefen war wohl auch dabei, denn er findet sie nicht wieder.

Möchtest du meine Stimme hören?, schreibt sie im Mai. Die Leitung tutet lange. Eine kühle Frauenstimme sagt mit seltsamer Betonung: Diese Verbindung kostet Sie null Euro und dreiundsiebzig Cent pro Minute. Dann ist sie dran.

Sie reden über Teesorten: Earl Grey, mit Zucker oder Milch? Kamille mit Zitrone? Dort, wo er lebt, ist es Nacht, doch er lebt alleine und steht jetzt auf, um Wasser aufzusetzen.

Den Teebeutel... Jetzt das Wasser aufgießen... Sieben Minuten ziehen lassen, weist sie ihn an und er hört das Klappern, während sie das gleiche tut. Cheers! Sie trinken und das leichte Rauschen in der Leitung klingt wie das salzige Meer, nur vermischt mit seinem Atem, ihrem Atem am anderen Ende der Leitung. Der Tee ist kalt, als er den Hörer zurück auf die Gabel legt. Das Sofa scheint ihm zu groß, ohne Zweck. Wie ein Puzzle, denkt er: Zu den Buchstaben die passenden Bilder, und jetzt die Stimme. Verzückt schläft er ein.

Ihre Katze stirbt. Er meielt ihren Rufnamen auf einen kleinen Stein aus seinem Garten und schickt ihn mit der Post. Es wird Juni, er schimpft über den Zoll. Aber schließlich kommt auch dieses zusammengeschnürte Paket von geteilten Höhen und Tiefen an und sie sendet ihm ein Beweisfoto: Sein handgemachter Grabstein in ihrem Blumenbeet.

Sie telefonieren häufig. Zu Champagner statt zu Earl Grey. An manchen Nächten setzt ihm das große, sinnlose Sofa zu. Dann schwebt sein Finger über der Löschtaste ihrer Nummer. Sie lacht, als er das erzählt. Und sie hat Recht, denn so oft gelingt es ihm, aus Abstand geschöpfte Vertrautheit mit dem Stift aufs Papier zwingen, und das ist genug. Oder, wenn sie nicht sprechen, klingt das Rauschen in der Leitung wieder nach Meer und das Leben schmeckt nach salzigem Wind und das Sofa fühlt sich plötzlich ein bisschen ganz an.

Ich bräuchte jemanden, schreibt er, der mir hilft. Meine neue Küche streichen. Blau?, fragt sie.

Blau.

Ich könnte mir zwei Wochen freinehmen und vorbeikommen. Schreibt sie.

Mit dem Flugzeug. Einfach so.

Southwest Florida International Airport. Von da aus mit dem Taxi, tippt er.

Blut in seinen Wangen.

Morgen?, schreibt sie zurück.

Wenn du möchtest?

Versprochen.

An einem windigen Tag steigt sie aus dem Taxi. Ihre Haare, mit einem roten Band zusammengehalten, fliegen ihm entgegen. Seine Hände zittern, als er

ihren Koffer in seinen Wohnungsflur wuchtet. Hi, sagt sie. Schön, dich kennenzulernen. Endlich.

Es folgen zwei Tage: Auge in Auge, voller Suche nach der getippten Berührung. Dann steht es fest. Es stimmt nicht. Wenn sie schweigen, gleicht die Stille einer Wand, kein Meeresrauschen kommt aus der Leitung. Wenn sie lächelt, zieht sie die Oberlippe zu weit über die Zähne. Auf den Bildern hat sie das nie gemacht. Wenn er nicht sofort auf ihre lauten Fragen antwortet, wird sie nervös und blickt auf ihr Handy. Seine Ernsthaftigkeit sei attraktiv, hat sie einmal getippt. Er spricht sie nicht darauf an. In Briefen geteilte Nähe hat den Flug nicht überlebt. Ihr Puls schlägt nicht im Takt seiner still durchlesenen Nächte. Ihre Gedanken funkelten auf dem Bildschirm, doch ausgesprochen hallen sie leblos durch die blaue Küche. Sie tauschen einen einzigen Kuss auf der Treppe. Dann dreht er sich um und geht. Sie schlafen in getrennten Zimmern.

Wir hatten doch alles, schreibt sie ihm, als sie zwei Wochen später wieder zuhause ist. Warum konnten wir es nicht darauf belassen?

Menschen sind gierig, schreibt er. Plötzlich hat er Sehnsucht nach dem blassblonden Mädchen mit dem halben, greifbaren Lächeln. Er könnte sie morgen von ihrem Yogakurs abholen. Es ist Juli.



pega busu

Alexander Weinstock

Liebeslied

auch in dieser Nacht durchkämmt' ich,
träumend,
die Archive
der frisierten Bilder, unberechenbarer
aber sorgfältig zurechtgemachter Liebeslied

Man hört sofort die Finger der Linken
filigran, aber sanft mit entschiedenem Druck
sich auf verschiedene Stellen des Halses legen
und die Rechte, die weiß, welche Saite wann
eines Anschlags bedarf und bereit ist für Klang,
der im Corpus verstärkt und in Affekt verwandelt
wird, während er Wirbel für Wirbel zu Kopf
steigen muss.

Dann legt sich eine Stimme
über die gebrochenen Akkorde, umschreibt,
entsprechend kunstvoll mikrofoniert, die Tätigkeiten
des Herzens, direkt ins Ohr, dass tatsächlich
der Eindruck von Nähe entsteht.

Aber da ist
noch mehr: ein lautes Atmen im Takt der Musik
und dann und wann ein hoher, spitzer Schrei.
Als kannten sie sich erst seit dieser Nacht
und müssten bald schon wieder auseinander gehen,
vernaschen die beiden nebenan einander ausgiebig
zum Frühstück, an diesem Sonntagmorgen irgendwo
in Köln.

Das alles weiß ich dank der Bausubstanz.
Es lohnt sich, eine Weile zuzuhören, die Augen
ein wenig geschlossen zu halten und den Stift
behutsam aus der Hand zu legen: Dieser Song,
so hautnah arrangiert, ist sehr gefällig

und die Sehnsucht ist ein sonores Gut.

Ich trete,
als es stiller wird, vor die dünne, elastisch gelagerte
Membran, die unsre Zimmer trennt, singe auch
ein Liebeslied – ich weiß nicht für wen, im ganzen
Haus sind Leitungen verlegt -, vertrau auf Resonanz
und Raumschall und darauf, dass die Umgebung
natürlich einbezogen wird ins erste Take
dieser Momentaufnahme.

und plötzlich, eines Morgens, hatte
der Sommer aufgehört zu schlagen
und war zur Ruhe gekommen
an der erkalteten, klaren Luft.

Endlich würde sich alles entspannen,
war gebrochen der Bann, mit dem eine listige
Hitze aus heiterem Himmel die Leute belegte.
Ohne Zutritt zu sich und wehrlos von jeder
Entscheidung vertrieben, verbrachten sie Tage,
die über Wochen immer enger wurden –

so schien es dir, von der Sonneneinwirkung
längst überempfindlich gemacht
für diesen trägen, kummerlosen Lebenswandel,
die unbekümmerten Begegnungen, den eigenen
holprigen Teilnahmedrang, an Badeseen und später dann
beim Tanzen und Trinken in städtischen Parks.

Es gab ein beunruhigend helles
Licht an langen Nachmittagen im August
und eine herzerreißende Aggression auf den
Nachhausewegen am Ende einer Nacht.

Clemens Schittko

Morgens halb zehn in der Zeitung

nach Johannes Witek

Die Assistentin der Geschäftsführung Anna H. (41)
sitzt allein zu Hause und heult,
weil der Gebäudereiniger Clemens S. (34),
mit dem sie einmal geschlafen hat,
sich nicht mehr bei ihr meldet,
weil er noch immer verletzt ist
von seiner Exfreundin,
der Schauspielerin Katrin H. (48),
die ihn damals um 16.000,- abgezogen hat
und mit seinem Vorgesetzten,
dem Heizer Kai P. (ebenfalls 48),
durchgebrannt ist,
der von den Alimenten für seine 2,3 Kinder
nach Fuerteventura geflüchtet ist,
weil seine Exfrau,
die Komponistin Sophie R. (28), diese Sau,
immer nur kalt und herzlos war,
seit ihr mit neunzehn
der Toningenieur Max H. (34)
das Herz gebrochen hat,
weil er, nach einem gemeinsamen Abend in der Disse
mit ihrer Schwester,
der Drehbuchschreiberin Lilly J. (34),
als sie beide betrunken nach Hause gelaufen sind,
sich nicht beherrschen konnte (oder wollte!),
da seine Exfreundin,
die Landarbeiterin Elke E. (75),

zwei Monate davor
von einem 47-Jährigen (!!),
dem Graveur Johannes J.,
an ihrem Praktikumsplatz angesprochen wurde,
weil ihr damaliger Verlobter,
der Kommissar Ralf K. (49),
sich nie entscheiden hat können (oder wollen)
zwischen ihr und der Journalistin Evelyn S. (31),
die ihrerseits nicht aufhören konnte
an das Vorstandsmitglied Stefan S. (33)
und dessen extrem behaarte Brust zu denken
und deshalb zu dem tragisch
und hoffnungslos verliebten Kommissar Ralf K. (49)
immer nur gesagt hat:
„Ja, mach halt. Ist mir so oder so egal“,
was auf ihn eine unerklärliche Sogwirkung ausgeübt hat,
weswegen man alle Ähnlichkeiten
mit lebenden Personen und realen Handlungen
in diesem Text nicht etwa als rein zufällig,
sondern als voll beabsichtigt bezeichnen muss.
Tiere kamen im Übrigen bei der Schreibe
nicht zu Schaden.

Caroline Meyer

zwischenzeitig

ich zeugte, träumte, wünschte und verfluchte dich

ich gebar dich:

geburt ohne schmerzen

nur ein ziehen im kopf am morgen danach

zum ersten mal

begegnete ich dir

in meinen träumen

in einer fiebrigen nacht

klamme wäsche und stickige luft

geboren wurdest du in einer heißen nacht ohne schlaf

in einem traum ohne traum

im reich des dazwischen

fand ich dich

erfand ich dich

fandest du mich

gebarst du mich

zerborsten

ich trug dich neun stunden, neun tage, neun minuten, neun leben

du trugst mich

zehn leben lang

eine spätgeburt

schon ohne nabelschnur in deiner zeugungsfähigkeit

im fruchtwasser deiner phantasie bin ich fast ertrunken, der mund fest

verschlossen

fast erstickt

fast verdurstet

fast immer wahnsinnig

du hast mich geboren
in einer heißen nacht
halb war ich betäubt vor müdigkeit,
als ich dich zeugte
und du mich gebarst
im traum
in den klebrigen händen des schlafs

schwitzig sind deine hände und schlaff der griff
ich verabscheue dich
sehne mich nach dir
nach deinen müden armen und deinem schalen schoß
dem ich entstiegen
den ich gezeugt
den ich verflucht
den ich geküsst
mit den welken lippen des traumes

meine lippen
waren rissig in der nacht, als du meiner phantasie entstiegen bist
trocken von der hitze
zerrissen vom durst
ausgedörrt in der sehnsucht nach vereinbarkeit
berührung der leiber
nackt und faltig und verletzlich

gequetschte haut
bläuliche haut
fedrige härschen
bissmale im fleisch der gebotenen frucht
aprikosenhaut
orangenhaut
kirsche der nacht

ich wünschte dich
zurück in den leib meiner gnadenlosigkeit
doch du erträumtest mich neu

Marlies Blauth

Nature morte

Hast lang in den Spiegel geschaut, meine Süße,
hast dich geputzt, geschminkt und geschnürt
für den Tanz, für das letzte Mahl!

So jung wie heute sind wir nie mehr.

Lass uns die besten Weine
ins Stundenglas füllen,
auch wenns überläuft, Pfützen speit
uns ins erhitzte Gesicht rubinregnet –

Wir lachen und prusten und sabbern
über die Tafel mit tausend Tulpen,
teuersten Fischen und frischem Wild,
fleischigen Trauben, Äpfeln aus China;
alles inzwischen zerwühlt und zerfetzt,
auf den Silbertabletts türmen sich
Rippen und abgebissene Köpfe –

Seidenstoff raschelt mondsüchtig, ratscht;
Bleiches, Behaartes bleckt namenlos
jeden Schritt rosenweich:
Wir wollen tanzen und tanzen und tanzen.

Die Mandolinen im Hintergrund schwimmen im Wein,
zirpen und wiehern noch um die Wette,
bald sind die Kerzen aus.

Auch deine süßen üppigen Früchte,
mein Täubchen, werden vergehn.



Linn Hansen

Moll-Pentatonik

Es gab zwei Leben. Eines, welches er jetzt lebte und eines, welches vergangen war. Es traf mich wie ein Blitzschlag. Gleichzeitig erschien es mir nun, da ich es erkannt hatte, ganz offensichtlich. Man wird schließlich nicht geboren, wie man heute ist. Und schon gar nicht Eddie.

Ich saß hier, inmitten einer bunten Unmenge Fotos, Briefe und ähnlichem, aus der alten Stereoanlage im Regal tönte ahnungsschwer Tom Waits' „Blue Valentine“ und ich kratzte mich am Kopf. Wieso musste ich immer erst mit der Nase drauf gestoßen werden? Wo es doch ganz und gar offensichtlich war, dass es *zwei Leben* gab. Kein Mensch auf der Welt ist so einseitig, wie Eddie es andernfalls wäre, und kein Mensch steuert so geradeaus auf etwas zu, dazu wäre schon so etwas wie Schicksal oder Vorbestimmung nötig. Und dennoch drehte sich in diesen paar Momenten, in welchen Waits von seinen melancholischen Valentinsgrüßen zu erzählen begann, mein gesamtes Bild um. Mein Bild von Eddie. Was war ihm damals passiert?

Eddie, Eddie, Elder Eddie. Elsewhere Eddie. Er hatte viele solche Namen. Ich traf ihn das erste Mal auf dem vierten Abend der *Megakünstler*. Nein, der Name ist kein Scherz, wenn er auch freilich ironisch gemeint war. Es war ein Zusammenschluss mehrerer aufstrebender Künstler oder zumindest Leute mit künstlerischen Ambitionen, die sich unabhängig gemacht hatten und nun, nach dem erfolgreichen Kauf einer Galerie, zum vierten Mal einen Abend veranstalteten, auf welchem die verschiedensten Dinge zu sehen und zu hören waren. Teilweise auch zu schmecken, wobei ich mir nicht sicher war, ob das Catering zur Kunst gehören sollte. Ich gebe ehrlich zu, ich hatte nicht wirklich Lust auf diese Veranstaltung. Die Hälfte aller beteiligten würde wie üblich high sein, in dem Glauben, dadurch der Kunst in irgendeiner Form näherzukommen. Von außen betrachtet nahmen sie sich so bloß selbst einen Teil ihrer Ernsthaftigkeit. Ich regte mich nicht auf. Ich strich durch die Räume und Flure, nickte hier und da jemandem zu, viele kannte ich, einige mochte ich, am meisten die, die ich nicht kannte. Ich regte mich nicht auf, spürte aber

dennoch eine Art Grundreiztheit. Nicht, dass ich etwas gegen unpopuläre Kunst hatte, ganz im Gegenteil, ich hätte mich vermutlich selbst als Verfechter derselben bezeichnet, nur hatte ich dabei stets das Gefühl, einen ganz anderen Ansatz als die *Megakünstler* zu haben, es irgendwie von einer anderen Seite aus anzugehen. Es waren nicht die Drogen, nicht die Art der Kunst, und noch nicht einmal die Selbstvermarktung. Es ging vielleicht um das leise Gefühl der Leere, welches sich einstellte, sobald man sich länger als ein paar Minuten mit dem Großteil dieser Leute unterhielt. Der Verdacht des fehlenden Realismus; es reichte nicht einmal aus, um es als wirkliche generationsbedingte Bewegung zu bezeichnen. Doch die *Megakünstler* wuchsen, ich kannte mittlerweile längst nicht mehr alle Beteiligten.

Obwohl es in einer Galerie stattfand, hatte die Veranstaltung eigentlich wenig von einer Ausstellung. Es war mehr wie eine Premierenfeier oder so etwas, überall saßen und standen Leute, es war laut und das Licht schien bei jedem Schritt zu wechseln. Ich kam an einem Raum zu meiner Rechten vorbei, war schon ein Stück weiter, doch hielt dann für einen Moment inne. Gitarre war zu hören, es klang ziemlich unkoordiniert, aber es hatte etwas. Genug, um mich innehalten zu lassen.

„Das ist shit, Mann. Du spielst doch die ganze Zeit dasselbe.“ Die Stimme klang bereits reichlich angeschlagen.

„Das ist ‘ne Improvisation auf ‘ner Moll-Pentatonik, okay“, gab jemand, vermutlich der Gitarrist, zurück.

„Was auch immer.“ Die Gitarrenklänge gingen weiter, wurden allerdings sogleich übertönt, als ein ohrenbetäubender Lärm begann, so als würden Möbel verrückt.

„Jetzt hilf mir doch mal umräumen, in ‘ner Stunde ist dein Auftritt. Und asch nicht immer auf das Holz, guck mal, jetzt ist da schon wieder ‘n Brandfleck, weißt du eigentlich, was mich das kostet?“ Die beiden, es waren offensichtlich Männer, begannen eine vermutlich zum hundertsten Mal geführte Diskussion, wobei keiner darauf achtete, was der andere eigentlich sagte. Ich ließ sie und ging weiter.

Die Stimme holte mich ein, eine Stunde später. In irgendeinem der Räume hing so etwas wie ein Programm, doch ich fand es nicht wieder. Folglich hatte ich keine Ahnung, wer da nun auftrat. Zum ersten Mal an dem Abend war aber mein Interesse geweckt. Ein Typ erschien, er hatte langes Haar, er war Kurt

Cobain, aber mit zehn Mal so schwermütigen Augen. Er hängte sich eine schwarze Gitarre um, rückte das Mikro zurecht. Er räusperte sich.

„Ich bin Eddie. Das ist mein Intro.“

Er begann zu spielen. Er hörte gar nicht mehr auf, die Augen geschlossen. Er sah immer noch schwermütig aus, es war also nicht einfach sein Blick.

„Das ist doch immer das Gleiche, was der da spielt“, sagte jemand neben mir.

„Das ist ‘ne Improvisation auf ‘ner Moll-Pentatonik, okay?“, gab ich zurück, ohne zu wissen, wovon ich sprach. Der neben mir starrte mich einen Moment lang unschlüssig an, kam dann offenbar zu dem Ergebnis, dass es sich nicht lohnte, weiter darauf einzugehen und wandte sich schulterzuckend ab. Eddie beendete das, was er Intro genannt hatte und ging über zu textbeinhaltenden Songs. Ich hörte im Grunde gar nicht seinem Gitarrenspiel zu, ich betrachtete ihn. Hätte ich mit einem Stift umgehen können, ich hätte ihn unbedingt zeichnen wollen, und für einen Fotografen musste ein einfaches Portrait von ihm einen hohen Wert haben. Aber er war schließlich kein Kunstobjekt. Er war Eddie und in dem Moment, in dem ich von einer Moll-Pentatonik geredet hatte, hatte ich festgestellt, dass ich ihn wohl mochte. Er hatte etwas Ehrliches an sich; was er tat, war nicht gestellt. (Das Beunruhigende daran bemerkte ich erst viel später.) Ich stand eine ganze Weile so und sah ihn mir an, dann war F. da, nach dem ich den ganzen Abend über Ausschau gehalten hatte, immerhin hatte er mich eingeladen. Er legte von hinten den Arm um mich, ich lachte, wir gingen zusammen weg. Aus dem Raum hinaus, im Ohr Eddies suchende und auch irgendwie sehnsüchtige Stimme.

„Oh blow away these thoughts. And we’ll be walking down a dream, yeah. We’ll be walking down a dream...“

Dann zog er bei mir ein. Wir waren nicht zusammen. Seltsamerweise wäre ich auch nie auf die Idee gekommen, uns als zusammengehörend zu bezeichnen, dabei sah es von außen genau so aus. Hintergrund war eine brennende Kippe. Sie entzündete den Teppich, auf welchem sie lag, das Feuer breitete sich aus, kroch die Holzleiste der Wand entlang und erreichte die Gasleitung der Heizung. Das war Eddies Wohnung. Gewesen, buchstäblich, und nun brauchte er etwas Neues. Ich bot mich an, ich war wie fasziniert von ihm. Manchmal

ertappte ich mich dabei, ihn minutenlang einfach versunken anzustarren. Was war es, das mich so in seinen Bann zog?

Eddie sah nicht direkt gut aus. Er sah traurig aus. Ich würde behaupten, es stand ihm, wenn nicht so eine Feststellung noch trauriger gewesen wäre. Von seiner Kleidung und überhaupt der Gesamterscheinung her war er das, was meine Freundin beim ersten Anblick als Öko-Typen bezeichnete. Ich wusste mit dem Begriff nichts anzufangen, ich bekam nur eine vage Vorstellung, als ich ihn mit Eddie abglich.

Er trug ausschließlich Pullover, dunkel, erd- oder sandfarben, mit einfarbigen langärmeligen Shirts darunter, außerdem Cordhosen und sehr mitgenommene Jeans, dazu allerdings Lederschuhe und manchmal eine Mütze, an guten Tagen einen Hut.

Er gehörte den *Megakünstlern* seit ein paar Monaten an und er passte durch und durch nicht zu ihnen, zumindest wie ich sie kannte. Er war Musiker, ich hatte ihn ja damals am vierten Abend schon Gitarre spielen sehen. Ich verstand wenig davon (damals), er konnte mich innerhalb von Sekunden vollkommen verstummen und andächtig zuhören lassen. Und selbst, wenn er beteuerte, lediglich zwischen Dur und Moll ein und desselben Akkords hin- und herzuwechseln – meine stille Begeisterung konnte er nicht trüben. Nicht umsonst sind es oft die einfachsten Dinge, die einen innehalten lassen.

Eddie wurde also Teil meines Lebens, ein ziemlich schweigsamer Teil, um genau zu sein. Er war im Grunde ein zwar gewöhnungsbedürftiger, aber sehr umgänglicher Mensch. Er hatte eine beruhigende Art. Das zeigte sich auch in seinem Gitarrenspiel. Er wirkte älter, als er war. Ich hatte das Gefühl, als hätte er irgendwann eine Wahrheit für sich erkannt, vielleicht hatten auch gewisse Umstände ihn gezwungen, etwas zu akzeptieren – es hatte ihn jedenfalls... *ungetrieben* gemacht. Manchmal beneidete ich ihn darum. Andererseits fehlte ihm dadurch scheinbar auch die natürliche menschliche Neugierde, oder überhaupt eine ganze Palette bestimmter Gefühle. Zuerst fühlte ich mich an den Steppenwolf, Harry Haller erinnert. Dann begriff ich, dass dieser, im Gegensatz zu Eddie, mit seinem Dasein zumindest haderte. Haller *war* unruhig. Und wohl auch getrieben. Eddie hatte akzeptiert. Und ich hatte wirklich keinen Schimmer, was.

Und dennoch – er war umgänglich, man konnte auf einfache Weise mit ihm zusammen leben. Nur von Zeit zu Zeit, vielleicht einmal im Monat, höchstens,

bekam er seine Phase. Ich taufte sie auf die Harte Phase. Dann ging nichts mehr. Ein andere von mir genutzte Bezeichnung war Ground Zero. (Das gab dem Ganzen noch die Dramatik.) Eddie war ein anderer Mensch in dieser Zeit. Oder vielleicht war er in den Phasen auch am extremsten der Mensch, der er aus dem tiefsten Innern heraus war. *Allzumenschlich*. Sein Gesicht war eine einzige harte Maske, ansprechen tat man ihn nur, wenn es wirklich nicht zu vermeiden war. Am besten, man sah ihn nicht einmal an. In diesen Phasen war er nicht bei mir. Ich fragte mich, wo er war. Vielleicht hätte ich ihn gerne begleitet. Ich wäre bereit gewesen. Weil ich ihn wohl liebte, das wurde mir irgendwann klar. Aber es war nicht einfach, bei ihm zu bleiben. Gerade, weil er es nicht verlangte. In empfindlichen Zeiten, wenn auch ich mich zurückzog, überlegte ich, ob er mich vermisste. Wir sprachen nie darüber. Wir sprachen überhaupt nicht viel. Ich sah Eddie zu, oder manchmal, selten, sah er auch mir zu. Vielleicht bemerkte ich es auch bloß nicht so oft. Ich lernte ihn erst ganz allmählich besser kennen. Das machte es freilich umso reizvoller.

Wenn ich meinen Freunden, insbesondere den weiblichen, von Eddie erzählte, kam er mir teilweise selbst unwirklich vor. Er klang wie eine andere Spezies. Größtenteils blieb ich mit ihm unverstanden. Zwar beteuerten die meisten, nachvollziehen zu können, warum er interessant wirkte, jedoch begriff niemand, wieso ich es so lange weiterführte. Wieso ich bei ihm blieb. Und, ehrlich gesagt, verstand ich selbst es auch nicht. Ich fragte mich, ob Eddie mich veränderte. Abfärbte sozusagen. Oder ob ich mir das möglicherweise wünschte. Insgesamt warf er wohl mehr unbeantwortete Fragen auf, als mein ganzes bisheriges Leben.

Es war eine sehr unbestimmte Zeit, aber gerade das machte sie auch unbeschwert. Weil keiner genau sagen konnte, wohin das hier führen würde, konnte alles aus uns werden, weil in der Zukunft alles sein konnte. Weniger denn je schien es einen festgelegten Plan zu geben. Nur hin und wieder, ja hin und wieder spürte ich etwas in mir. Das allein klingt bereits eindeutiger, als es tatsächlich war. Es war das, was mich, in einer von hundert Nächten aus dem Schlaf aufschrecken ließ. Mit klopfendem Herzen lag ich dann da, und fragte mich, woher dieses leichte Gefühl der Panik kam, der Kontrolllosigkeit. Dieses Gefühl, dass das hier zeitlich begrenzt war, ganz klar begrenzt, und dass ich nicht die Macht besaß, etwas daran zu ändern oder generell zu beeinflussen.

Ich glaube, es lag an diesem Extrem. Denn nein, ich *war* nicht dabei, etwas zu beeinflussen. Zum ersten Mal in meinem Leben ließ ich wirklich alles auf mich zukommen. Und offenbar bereitete mir das, unterbewusst zumindest, eine tiefgreifende Angst, eine Zukunftsangst. Vielleicht brauchte ich es, vielleicht braucht jeder wenigstens die Illusion, etwas zu kontrollieren, wie gering es auch sein mag. Etwas, welches das Hier und Jetzt nicht bloß als einen komplizierten Zufall erscheinen lässt. Einmal versuchte ich, Eddie diese Gedanken nahezubringen. Er hörte mir ruhig zu, er überlegte.

„Was wäre so schlimm daran, in einem ständigen Zufall zu leben?“, fragte er dann.

Auf diese Frage hatte ich keine Antwort. Vielleicht hätte ich mir eingestehen sollen, dass anscheinend Kontrolle einen erheblichen Anteil zu meinem Gefühl von Sicherheit beitrug. Im Stillen dachte ich, dass das allerdings auch mit einer gewissen Erwartung an die Zukunft einherging. Oder vielleicht eher einer Angst um sie. Und die hatte Eddie nicht, weil er akzeptiert hatte, was nicht zu akzeptieren war. Dass wir nämlich am nächsten Morgen einfach nicht wieder aufwachen könnten. War das nun traurig oder reif?

Irgendwann gab ich es auf. Es war teilweise auch ermüdend, sich ständig solche Fragen zu stellen. Eddie half mir dabei nicht weiter. Eddie war die Ursache, das zumindest verstand ich schließlich. Seine und meine Lebensweise waren eigentlich gänzlich unterschiedlich, sie rieben aneinander, während ich mir lieber vorstellte, wie sie sich zusammenfügten (oder auch wie seine die meine nach und nach in sich aufzog). Wenn das ein Kräfteressen war, hatte ich keine Chance und so endete ich dabei, mir selbst ernsthafte Fragen stellen zu müssen. Unbequeme Fragen, über mich, mein Selbst, meine Art zu leben. Bis mir das klar war, nahm ich es Eddie übel. Danach verstärkte es nur meine Abhängigkeit zu ihm, in welche ich mich mit der Zeit begeben hatte. Auch die kann schließlich ein gewisses Maß an Sicherheit bieten. Vielleicht hat mich nie wieder jemand so beeinflusst wie Eddie. Die *Ära Eddie* nannte ich es oft.

Und dann war Eddie weg. Hatte ich mich mittlerweile zumindest mit der Unwahrscheinlichkeit, nicht wieder aufzuwachen, abgefunden, so war ich hierauf absolut nicht vorbereitet. Und gleichzeitig fragte ich mich, was ich mir denn eigentlich vorgestellt hatte, wie es enden würde. Ich hatte wohl nie an ein

Ende gedacht. Aber Eddie war weg, und das unwiederbringlich. Das war mir gleich klar, zumindest, als ich seine Abwesenheit überhaupt bemerkt hatte. Dass ich nicht neben ihm aufwachte, war zwar ungewöhnlich, aber nicht neu. Und seine Sachen waren auch noch da. Auf den ersten Blick jedenfalls. Ein brauner Pullover hing über der Lehne des grünen Sessels, aus dessen Polster die einzelne Feder herausstach, auf der Eddie einmal spaßeshalber versucht hatte, einen Klang zu erzeugen. Auch sein Feuerzeug lag noch auf der Fensterbank, etwas verstreute Asche drumherum. Wohin ich auch ging, überall waren Eddies Dinge, unscheinbar, aber für mein Auge sofort erkennbar. Seine Gitarre fehlte, seine einzige wohlgemerkt. Das erste Anzeichen, das mich aufmerksam werden ließ. Abermals strich ich durch die Wohnung. Eddies aktuelles Text-Heft war auch weg. Er besaß unzählige, einen wirklichen Wert hatte immer nur eins zur Zeit. Und das war nun weg. Mit klopfendem Herzen, wieder zurück im Schlafzimmer, öffnete ich schließlich den Kleiderschrank. Dann schlug mein Herz für ein paar Augenblicke überhaupt nicht mehr. Er war leer. Der Anblick war ungewohnt und dadurch so unwirklich, dass ich die Schranktüren schloss und dann ein weiteres Mal öffnete. Aber natürlich war er immer noch leer. Allerdings doch nicht gänzlich. Von meiner Hälfte einmal abgesehen, befand sich auf dem mittleren Regalbrett, genau auf meiner Höhe, eine relativ große Kiste. Sie war mattrot, hatte einen passenden Deckel und an jeder Ecke eine kreisförmige silberne Metallverkleidung. Sie war hübsch, sie wirkte wie mühevoll von Hand gemacht, und wahrscheinlich ehemals geschaffen, um nicht im Schrank hinter verschlossenen Türen, sondern deutlich sichtbar in einem Regal zu stehen. Dass sie von Eddie war, brauchte ich gar nicht erst zu überlegen. Ich zog sie so behutsam, wie nur möglich, aus dem Fach, sie war nicht sehr schwer. Unschlüssig stand ich einen Moment lang so da, die Kiste auf dem Arm, den Blick auf die leeren Kleiderbügel und Regalfächer gerichtet. Dann trug ich sie ins Wohnzimmer, setzte sie auf dem bisschen freien Boden ab. Ich bemerkte mit einem Mal die Stille. Kurzerhand schaltete ich den CD-Rekorder ein, ich hatte keine Ahnung, was drin lag, Eddie hatte ihn ständig benutzt. Das Lied war, gleichnamig mit dem Album, „Blue Valentine“ von Tom Waits. Ich seufzte, bereits in einem Anflug von Nostalgie. Und öffnete dann mit zitternden Fingern die Kiste. Dieser Satz war nicht von mir, aber ebenso wie bei Amélie Poulain hätte nur der Entdecker des Grabes von Tut Ench Amun das nachempfinden können,

was in dem Moment in mir vorging, als ich den Deckel neben die Kiste auf die Dielen legte.

Ich blickte auf eine Sammlung ordentlich gefalteter und sortierter Fotos, Briefe, Notizen, Noten, Texte und wer weiß, was nicht noch alles. Es war von Eddie, es war sein Geschenk an mich. Sein... Abschiedsgeschenk. Ich wusste, es war endgültig. Dennoch hatte ich keine Tränen, sicherlich würden sie kommen, später, hier aber gehörten sie nicht hin. Er hätte mir nichts Wertvolleres geben können. Ich war überzeugt, auf einen Schatz zu blicken. *Mein Schatz*... Ich nahm die Dinge Stück für Stück heraus, so vorsichtig, als könnte eine zu unsanfte Berührung sie zerbrechen. Ich brauchte eine Weile, bis ich den Gedanken in seiner ganzen Fülle ergriffen hatte. Was hier vor mir lag, war Eddies Geschichte. Ein Ausschnitt davon, sie war ja auch noch nicht zu Ende. Er gab mir einen Teil von sich zu erkennen, und gleichzeitig ließ er ihn hier, bei mir, hatte ihn also förmlich abgelegt, hinter sich gelassen. Zumindest das, was man davon greifen konnte. Und ich wollte es greifen, nichts in der Welt hätte ich in diesem Moment mehr gewollt. Die einzige klare Antwort von ihm, auf die einzige nie klar gestellte Frage von mir. Was war ihm damals passiert? Eddie, Eddie, Elder Eddie. Elsewhere Eddie.

Nannah Rogge

Wo Emma ist...

Lisa würde Jan Töttgen nicht so rasch vergessen. Irgendwie klärte er das, was sie an ihrem Mann Bernd bisher nur zu einem kleinen Teil verstanden hatte. Etwas, was manchmal gestört hatte. Bis eben zu der Begegnung mit Jan Töttgen. Es war, als wäre dabei alles blitzblank sauber heraus gewaschen worden

In jenen hektischen Tagen, als sie mit Bernd und der Katze Minni umgezogen war. Als sie im Keller vor den Waschmaschine des Vierfamilienhauses feststellen musste, dass die eine Waschmaschinen außer Betrieb und die andere für die ganze Woche im Voraus belegt war.

Sie kauerte mit Minni, der Perserkatze, vor dem Wäscheberg, der mit umgezogen war, hoch wie das Matterhorn. Sie wusste, dass sie und Bernd es jetzt nach dem Umzug näher zu ihrer Arbeitsstelle hatten, dass die neue Wohnung wunderschön werden würde, aber auch, dass vieles Unangenehme ebenfalls noch bergehoch vor ihnen aufragte...

Bernd betrachtete Lisa schweigend.

„Gibt drüben einen Waschsalon“, erklärte er dann endlich in dem trockenen Ton des Menschenschlages aus dem Norden Deutschlands, der sich jedes Wort dreimal überlegt.

„Hast du denn einen gesehen?“. fragte Lisa.

„Jo!“, antwortete ihr Mann. „Oder laufe ich blind umher?“

„Ja“, sagte Lisa und Minni sprang von ihrem Arm. Sie war ein zart besaitetes verkuscheltes Ding.

Lisas Mann war Zahntechniker. Er hatte die Leitung eines großen Zahnlabors übernommen. Lisa überlegte manchmal, ob ihn der Umgang mit Gebissen so einsilbig gemacht hatte. Dass er ständig auf künstliche Zähne starren musste und nie sah, wie die sich naturgemäß bewegten. Oder zu was sie eigentlich nütze waren.

Aber nein, Bernd war von jeher so gewesen. Und außerdem liebte er sie ja auch, so wie sie war. Im Süden Deutschlands aufgewachsen und keine Spur wortkarg. Lisa arbeitete als bekannte Einkäuferin des Kaufhauses Bonito.

Sie hatten beide für den Umzug eine Woche Urlaub eingereicht und schon nach zwei Tagen breitete sich eine zaghafte Gemütlichkeit aus. Nur der ungewaschene Wäscheberg, namens Matterhorn, störte. Seufzend begann Lisa, ihn abzutragen. Sie stopfte eine Tasche mit weißer Wäsche aus und eine mit der bunten. Während Bernd wegen der Möbel die Klingel beaufsichtigte, hastete Lisa zu dem Waschsalon gegenüber.

„Edel-Weiß“ stand in wäscheblauen Lettern über dem Schaufenster, durch dessen sauberes Glänzen man nach innen spähen konnte.

Als sie die Tür aufstieß, schlug ihr ein Schwall perlend feuchter Luft entgegen. Der Besitzer, ein junger Mann in einem unglaublich weißen Hemd winkte sie zu einem Stuhl. Rasch aber freundlich erzählte er, dass man ihn hier Max nenne.

Mindestens 10 Waschmaschinen blitzten in einer Reihe und lärmten aus ihren runden Mäulern. Es pulsierte, ruckelte oder brummte. Lisa packte die Wäsche aus.

„Maschine drei ist gleich fertig“, rief Max und drehte sich um. „Na, Jan Töttgen, gehst du jetzt dran oder die Dame?“

„Sitze man gern hier“, grummelte es neben Lisa.

Bevor Lisa die hagere Gestalt näher betrachten konnte, hatte Max schon die Spitze des Matterhorns gepackt und fütterte das leere Innenleben der Trommel. Lisa suchte das Waschmittel aus, drückte die Knöpfe und sank erleichtert auf ihren Sitz.

Gemütlich war es hier. Leise Musik schwang in den Schwaden der Luft, die Maschinen raunten oder polterten und neben ihr dampfte eine Tasse Kaffee. Auf einem runden Tisch in der Ecke glänzten bunte Zeitschriften.

„Warte auf Emma“, grantelte es neben ihr.

Lisa schaute den Knurrigen näher an. Er hatte ein gebräuntes, faltiges Gesicht. Ein grauer Seemannsbart kroch von einem Ohr zum anderen. Helle scharfe Augen musterten sie.

„Guten Tag“, grüßte Lisa.

Ein Brummen antwortete ihr.

„Sind sie öfter hier?“, fragte Lisa.

„Tscha!“

„Ich bin neu“, versuchte Lisa es weiter.

„Meeerkt man!“, kam es lang gedehnt zurück.

Soeben trudelte eine Maschine aus. Sie war dicker und behäbiger als die anderen. Sie öffnete sich willig, als der Bärtige sie auspackte.

„Is man meinel“, sagte er, als er sich wieder setzte. Und ein warnender Blick streifte Lisa.

„Sicher wäscht sie besonders gut“, meinte Lisa freundlich.

„Nee“, grummelte es neben ihr. „Die dicke Emma is besonnners tüddelig. kann man aver am feinsten die See in Emma belugen. Un unsereiner kann snacken mit der See.“

„Die...die Emma ist wohl schon ein bisschen älter?“, Lisa war vorsichtig geworden, sie hatte ohnehin das Gefühl, als ob ihr Nebenmann jetzt sogar von ihr abrücke.

„Dat givt auch junge Snecken, die rammdösig sin, nich bloß die ollen“, versetzte er.

Meinte er sie? Erschreckt schaute Lisa auf. Hatte sie ein Signal übersehen? Rüttelte etwas, was nicht sollte? War etwas Bunttes in das Weiße geraten? Aber es schien alles in Ordnung. Ruhig schaukelte die Dicke die Wäsche und blaugraue Wellen schlugen an das Glas. Ein weißer Schaum konnte die Gischt sein. Aber es gehörte Phantasie dazu, in den wirbelnden Bewegungen das Meer zu sehen.

In diesem Augenblick klingelte ihr Handy. Bernd fragte atemlos, wo die Garderobe ihren Platz haben solle. Vorne im Flur oder mehr in der Mitte...

„Bloß nicht gegenüber der Küche“, rief Lisa und blickte sich unschlüssig um. Konnte sie ihre Wäsche einen Augenblick allein lassen?

„Ich müsste kurz weg“, sagte sie zu dem schneeweißen Hemd. „Könnten Sie so lange auf meine Wäsche achten? Ich zahle auch gern mehr, Herr Max!“

Neben ihr knarrte es.

„Herr Max!“, schüttelte es die hagere Gestalt. „Harrijesses neel!“

Max deutete gelassen auf den Mann mit der heiseren Stimme.

„Jan Töttgen passt sicher auf. Das machst du doch gern, Jan? Du sitzt doch ohnehin ständig hier.“

„Nee“, machte der.

„Aber...“,

Da öffnete Jan Töttgen wieder den Mund. „Aver nich gegen Geld!“

„Danke!“, sagte Lisa.

Die hellen Augen blinkten freundlicher. „Tscha, junge Deern! Gehen Se man zu ihr'n Pütt un Pan!“

Was das nun gut oder schlecht? Sie sah sich fragend um und ihr Nachbar erklärte unwillig, dass er damit so eine Art Hausrat gemeint habe. Als wären dies schon zu viele Silben gewesen, so schnell versank er wieder in den Anblick der rumpelnden Emma. Da, wo es Gischt und Wellen gab.

Eilig verschwand Lisa. In ihrem neuen Zuhause hatten zwei unbekümmerte Angestellte des Möbelhauses Bonito die Garderobe genau gegenüber der Küche aufgebaut und schickten sich an, Dübel in die Wände zu bohren

„Nicht hier hin!“, schrie Lisa. „Damit mir jeder in die Küche guckt!“

„Allens kommt gut!“, begütigte ihr Mann und nahm Minni hoch, die schon wieder nervös mit den Barthaaren zuckte.

Nachdem die Garderobe nahe am Eingang befestigt war und sie endlich wieder allein waren, erzählte Lisa, dass sie sofort in den Waschsalon zurück müsse, weil dort ein fürchterlich unfreundlicher Mensch auf ihre Wäsche achte.

„Woher kommt der denn?“, fragte ihr Mann.

„Ich glaube von da, wo du vor langem her gezogen bist“, antwortete Lisa etwas zögernd.

Bernd grinste und legte den Arm um sie. Schon sprang Minni dazwischen. Sie war ein eifersüchtiges kleines Biest. Dabei aber zart besaitet wie alle dieser Art. Lisa stolperte erschrocken und klirrend fielen zwei Flaschen um. Spiritus sickerte ausladend über die Fliesen. Sofort stank es entsetzlich. Bernd riss das Flurfenster auf, aber es roch immer noch, obwohl er sofort alles aufgewischt hatte.

Bernd nahm Lisa in den Arm und drückte sie. „Geh` wieder in deinen Waschsalon! Der Gestank ist noch lange nicht weg!“

„Aber du kommst mit“, entschied Lisa. „Du erstickst ja sonst!“

So kam es, dass Bernd widerstrebend neben Lisa die Treppe hinunter stapfte, eine hustende Lisa am linken Arm und die ausgebeulte rote Tasche am rechten. Aus der Tasche miaute es. Lisa wollte Minni auf keinen Fall zurück lassen. Zart besaitete Katzen wie Minni forderten ebenso einfühlsame Besitzer.

Als sie zu dritt in dem Waschsalon ankamen, grinste ihnen Jan Töttgen entgegen.

„Mon, moin!“, sagte er und blinzelte. „Rum den Pudding gemacht?“

„Was?“, rief Lisa erschrocken und ließ beinahe Minni fallen.

„Einen kleinen Spaziergang gemacht!“, erklärte ihr Mann und schaute den bärtigen Jan erfreut an. „Nachbar aus `en Norden?“

Jan Töttgen nickte mit dem Bart zu ihm hinüber.

„Tscha! Und die seute Deern hat noch ne Tasche voll Schmodder? Oder klamüsert da`n Riese drin?“ Wieder erschütterte ihn sein trockenes Lachen.

Hastig zog Lisa den Reißverschluss der Tasche enger zu. Katzen waren hier sicher nicht erlaubt. Und der bärbeißige Nordländer sah auch nicht katzenfreundlich aus. Sie setzte sich einen Stuhl weiter. Während Bernd den nächsten Stapel Handtücher auf die Waschmaschine Emma häufte, hörte Lisa das folgende Gespräch:

„Moin!“

„Moin!“

„Haste abgehoven?“

„Zwei Buddeln Spiritus ausgelaufen. Stinkt blümerant.“

„Rahmdösig!“ Jan Töttgen nickte.

Bernd zog geschickt die geschleuderte Wäsche heraus und begann neue hinein zu stecken. Jan faltete einige trockene Stücke und kniff ein Auge zu.

„Wat bis`n für einer?“

„Zahntechniker!“

„Teenebreeker?“

„Neel! Mach neue Zähne, für die, die der Teenebreeker rausreißen tut!“

„Jo, dat tütt! Un rat mal, `rum ich`n ganzen Dag hier hocken tu?“

„Nö! Snack mal tu!“

„Ich kiek in das Glas von der Emma. Der Dicken da! Is wie in die See rein lügen! Allens voller Wellen un Gischt. Kiek man bloß!“

Bernd schaute angetan zu. „Düvel eens! Wie an` Strand! Warste mal Maat?“

„Tscha! Was söökste över die See dadedrin? Denk ma, wenn de Unnerbüx schmuddelig is, is die See in Emma grau wie Schietwedder un de Gischt genau. Un wenn...“

Die Beiden grinsten sich an. „...die Büx sauber is, dann kiek die See inner dicke Emma wie uns See bei allerfeinlichstem Wedder!“

Sie lachten.

Bernd fiel noch etwas ein. „Un wenn Emma schleudert und kein Tüdel Wasser in is, was kiekste denn?“

„Denn is Ebbel!“, knarrte Jan Töttgen. „Ebbe an Noorderdeich!“

Beide brachen erneut in Gelächter aus.

Lisa schüttelte den Kopf, weil sie kein Wort verstand. Außerdem musste sie die rote Tasche beruhigen. Nebenan ging es zähflüssig weiter.

„Bin aus `en Norden runergezogen. Wegen Emma!“

Lisa, die sich unhöflich vorkam, weil sie die ganze Zeit schwieg, warf ein.

„Emma, das ist die Waschmaschine vor uns, Bernd!“

Jan Töttgen sah sie strafend an. „Dummkram! Das is nur der ihr Tüddelname. Emma dat wor min Fru!“

„Levt et nit mehr?“, erkundigte sich Bernd. Es klang mitfühlend und trotzdem kurz. Und da antwortete sein neuer Freund auch schon:

„Tscha, min lev Emma is dot.“

Betrübt starrte er in das runde Glas, hinter dem die Wellen graue Gischt schlugen.

„Is grad` Schietwedder inner See von dicke Emma!“, verkündete er.

„Aver Schietwedder is als so fein wie anner Wedder!“

Lisa mischte ich ein. „Warum sind Sie denn nicht zurück an die See, wenn es Ihnen hier nicht gefiel?“

Zwei mitleidige Augenpaare blickten sie an. Das ältere scharf und hell, das andere dunkler und verweisend.

„Wo din Emma is, do blivste!“

War das Bernd oder Jan gewesen? Beide hätten es sein können.

Bernd legte seinem neuen Freund den Arm um die Schulter.

„Magste denn nu nich wedder in Norden? Nach din See?“

Jan Töttgen erhob sich. „Klor, nu, wo min Emma nich mehr is, bin ich reinweg gnaddelig von! Muss vorher noch zu Tant Meier!“

Lisa blinzelte in den Spalt der roten Tasche.

„Minni hat sich beruhigt“, flüsterte sie. „Und wo ist bitte die Frau Meier? Meinst du, da gibt’s eine Kleinigkeit zu essen?“

Bernd grinste Lisa an.

„Geliebte Süddeutsche! So heißt bei uns volkstümlich die Toilette.“

„Ach, du meine Güte! Gut, dass das der alte Querkopf nicht gehört hat. Der hält mich sowieso für eine Nervensäge!“

„Aber er sagt seute Deern dazu!“

Lisa schüttelte den Kopf. „Der hat einen beschränkten Wortschatz. Alles nennt er Emma.“

„Nur, was er liebt! Ich find`s bannich gut!“, meinte Bernd und nickte ihr liebevoll zu.

Als Jan sich wieder schwerfällig setzte, traute sich Lisa nichts mehr zu äußern. Immer hatte sie gedacht, dass Bernd besonders einsilbig wäre, aber dieser Jan redete tatsächlich in noch weniger Silben.

Sie hörte Bernd sagen: „Un nu? Wirste?“

„Tscha! Hängt min Herz anne Seel!“, knarrte Jans Stimme.

Soeben schleuderte die dicke Emma aus und Jan öffnete für Bernd die Tür. Sein Blick ruhte einen Augenblick lang schwermütig auf der Maschine. Und er redete zu ihr, das war nicht anders zu verstehen.

„Ich geh` denn man!“, sagte er. Und weiter: „Kiek, dicke Emma, dat is nu mal su in Level!“

Zu Lisas Erstaunen reichte er ihr eine hagere Hand. „Kommt mich man belugen!“, knurrte er. „Stell Tuffeln für euch hin!“

„Pantoffeln!“, erklärte Bernd und nickte. Auch dann, als Jan noch hinzufügte: „Un die Katz` da im Pomperbüdel kommt mit!“

Er deutete auf die rote Tasche und tauchte in einem grauen Dampfschleier unter. An der Tür drehte er sich noch einmal um. Er hob grüßend den Arm.

„Moin, moin!“, rief er.

„War bannich gut, mit dir snacken!“, rief Bernd zurück und holte die trockene Wäsche ein.

Die rote Tasche, jetzt Pumperbüdel getauft, buckelte nach allen Seiten. Schnell packten sie zusammen und Lisa vergaß ihren Wollschal, der in seinem Grün zu ihrem rötlichen Haar so gut passte. Aber den würde sie morgen holen und den merkwürdigen Jan wieder treffen. Vielleicht würde er allmählich zugänglicher...

Zuhause roch es nicht mehr nach Spiritus und Minni schoss wie ein Kugelblitz zu ihrem Fressnapf. Kurz darauf schnurrte sie, als ob sich in ihr ein Räderwerk drehe.

„Wärst du jetzt auch lieber als hier am Meer?“, fragte Lisa und schmiegte sich an Bernd. Sie saßen auf der neuen Couch, die sie an das breite Fenster gerückt hatten. Der Regen klopfte leise. Ein Wind fegte schniefend um die Ecken. Bernd nickte, aber dann schaute er Lisa in die Augen.

„Ich bin am liebsten da, wo du bist“, erklärte er. „Und das ist und bleibt so! Du bist meine Emma! Und wo Emma ist...“

„Bleibt man. Gut, dass ich das verstanden habe!“, seufzte Lisa.

Ihr Mann legte den Arm um sie und drückte sie an sich. Minni blies schnarchende Töne in ihr Körbchen und konnte sich nicht einmischen.

„Wir können Jan doch ab und an besuchen“, sagte Bernd und küsste Lisa auf eine rote Haarsträhne. „Oben an der See.“

Lisa richtete sich verblüfft auf. „Aber Jan wohnt doch in unserer Stadt?!“

„Seute Deern“, lachte Bernd. „Er geht doch an die See zurück, ist wahrscheinlich schon weg! Hat doch Abschied genommen.“

Lisa war fassungslos. „Woher willst du das denn wissen?“

Bernd lachte noch lauter. „Ich denke, du hast gelüschert!“

„Was habe ich?“

„Gelauscht. Und Jan hat es deutlich ausgedrückt. Er geht zurück.“

„Nichts hat er davon gesagt!“, rief Lisa. „Er...“

Bernd unterbrach sie liebevoll. „Weißt du, wir vom Norden brauchen nu mal länger für unsere Wörter. Es dauert, bis einer von uns sagt: da hängt min Herz dran! Aber wenn, dann bleibt es dabei.“

„Hängt...hängt dein Herz auch so am Meer?“ fragte Lisa und fühlte tatsächlich ihr eigenes Herz ängstlich pochen.

Bernd küsste sie. „Schon. Aber wenn ich`s gar nicht mehr aushalte, setze ich mich vor die dicke Emma! Genauso wie Jan Töttgen es getan hat.“

Als Lisa am nächsten Tag die Tür zu dem Salon Edel-Weiß öffnete, um ihren Schal zu holen, war Jan Töttgens Stuhl leer. Die dicke Emma tuckerte verhalten und warf zaghafte Wellen. Irgendwie wirkte sie einsam. Nun gut, Lisa würde sie heute Nachmittag mit einer neuen Ladung aufheitern.

„Ist der nette Jan nicht da, Max?“, erkundigte sie sich.

Max band sich gerade eine Schürze um. Untadelig weiß wie immer. Er schaute freundlich hoch. „Er war gestern Abend noch eilig hier und hat alle

Rechnungen bezahlt. Er ist zurück an die See. Er will sich einen alten Kutter kaufen und ihn Emma nennen.“

„Das ist, äh, bannich gut!“, sagte Lisa und schickte einen Gruß nach Norden. Dorthin, wo die wortkargen aber auch überraschenden Männer herkommen. Die in einem Waschsalon mit einem Blick, drei Silben und noch weniger Minuten zu Freunden werden. Und auf die Verlass ist, wie, ja, wie auf eine Emma.

Gesine Haerting

Das Brötchen

Sie war ohnehin schon eineinhalb Stunden länger als geplant unterwegs. Zwei Züge auf ihrer Fahrt hatten sich verspätet. Nun war auch für den letzten, dritten Zug eine Verspätung von zwanzig Minuten angesagt worden. Sie hatte Hunger und beschloss, etwas zu essen. Sie ging zum Kiosk in der Bahnhofshalle und als sie endlich an der Reihe war, suchte sie sich ein großes Klappbrötchen aus, aus dem Käse, Salat und Tomaten hervorlugten. Es wurde eingetütet und sie bezahlte eine überraschend hohe Summe dafür. Sie war froh, nicht mit dem Koffer, sondern mit ihrem alten Rucksack unterwegs zu sein. So hatte sie die Hände frei. Langsam ging sie die breite Treppe zum Bahnsteig hinunter. Auf den letzten Stufen begann sie das Brötchen so weit freizulegen, dass sie hinein beißen könnte ohne es anfassen zu müssen. Sie schob sich durch die Menge wartender Menschen in die Nähe eines Papierkorbes, blieb dort stehen und fing an zu essen.

Beim zweiten Biss quoll ihr aus dem Brötchen eine Ladung Mayonnaise entgegen, verteilte sich rechts und links auf den Wangen und lief zum Kinn hinunter. Sie beugte sich weit vornüber um sich nicht zu bekleckern, fischte mit der freien Hand ein schon längst nicht mehr frisches Papiertaschentuch aus ihrer Hosentasche, wollte sich damit die Mayonnaise von den Wangen wischen. Dabei fasste sie durch den Zellstoff, sodass sie nun auch die Hand beschmiert hatte. Sie warf das Taschentuch in den Papierkorb und versuchte, sich die Finger an der Außenseite der Brötchentüte abzuwischen. Dann aß sie weiter.

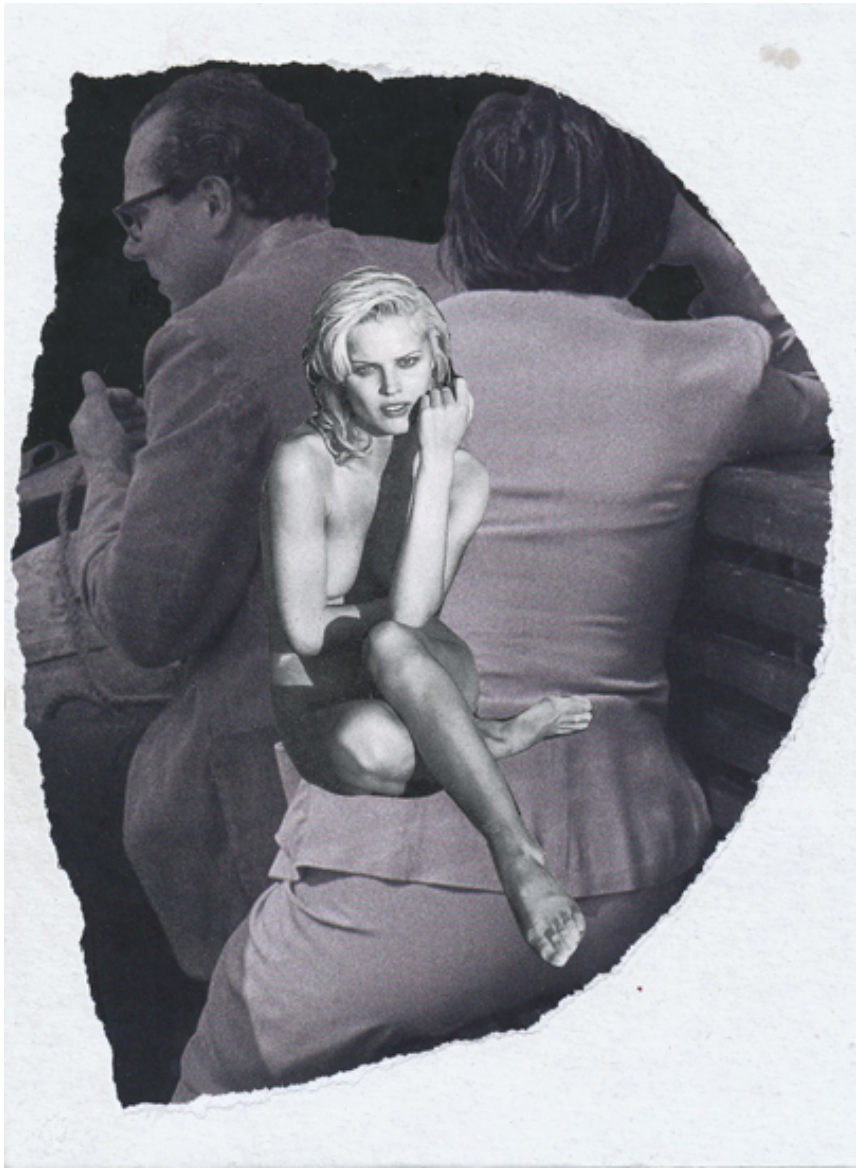
Er hatte sie sofort erkannt, als sie langsam die breite Treppe zum Bahnsteig herabkam. Es war mehr als zwanzig Jahre her, dass sie sich das letzte Mal gesehen und gesprochen hatten. Jahr war auf Jahr gefolgt und er hatte sich schon manches Mal gefragt, ob er sie denn wiedererkennen würde, wenn sie sich doch noch einmal begegnen sollten. Nun war sie da, kam ihm mit einem Brötchen in der Hand entgegen. Sie war etwas fülliger geworden, älter natürlich auch, ja, aber sie hatte das schöne Gesicht einer Fünfzigjährigen und die Falten, die dazu gehörten, standen ihr gut. Sie schien sich, anders als früher, ein bisschen geschminkt zu haben. Die weißen Strähnen in ihrem dunklen Haar

jedoch hatte sie nicht weggefärbt. Und – sie hatte tatsächlich noch den gleichen Rucksack wie damals, den Rucksack, den er ihr geschenkt hatte! Sein Herz schlug ihm inzwischen bis zum Hals hinauf.

Als er den ersten Schritt auf sie zu machte, biss sie gerade das zweite Mal in ihr Brötchen. Er stockte, als sie sich plötzlich vornüber beugte und dann begriff er, was ihr da gerade passierte. Er meinte, die Augen eigentlich abwenden zu müssen, ahnte, wie unangenehm es ihr sein würde, wenn er sie jetzt anspräche. So beschloss er zu warten, bis sie aufgegessen hätte.

Dieses Brötchen hatte sie von Anfang an geärgert. Dass sie sich das überhaupt gekauft hatte! Noch dazu für so viel Geld! Es war lasch und schmeckte nicht. Und dann diese Mayonnaise! Auf Käse! Die Backen beschmiert, die Hände beschmiert. Und viel zu viel war es außerdem! Boah!

Der Lautsprecher kündigte ihren Zug an. Hastig wollte sie noch ein letztes Mal abbeißen, schob sich dann aber doch den ganzen Rest in den Mund – zu weit, und zu viel, das merkte sie sofort. Der Bissen drohte ihr die Luft zu nehmen, Kauen und Schlucken waren nicht möglich. Der Würgereiz trieb ihr fast die Augen aus dem Kopf. Sie versuchte ruhig zu atmen und das Brötchenstück mit dem Zungenrücken so weit nach vorn zu schieben, dass sie wieder kauen könnte. Das gelang. Nun aber saß die Masse nicht nur in den Backentaschen sondern auch vor ihren Schneidezähnen, gerade noch verborgen von den mit Mühe verschlossenen Lippen. Kauen, schlucken, jetzt hat sie wenigstens alles hinter den Zähnen, weiter kauen, schlucken, kauen, den Rest schlucken – endlich ist es geschafft. Der Zug steht schon da, sie hastet den Bahnsteig entlang, steigt ein, findet ihren Platz. Sie verstaut ihren Rucksack und als der Zug anfährt, geht sie zur Toilette, um sich die Hände zu waschen. Erleichtert, weil diese dumme Brötchenfresserei nun vorbei ist, trocknet sie sich bedächtig die Hände ab und schaut dabei prüfend in den Spiegel. Wie viele Leute auf dem Bahnsteig hatten ihr Missgeschick wohl beobachtet? Sie versucht, sich die Menge in Erinnerung zu rufen, aber da ist nichts Genaues. Nur die Augen eines Mannes, dessen staunenden Blick sie kurz gestreift hatte, als sie los lief zum Zug und die ihr nun, wenn sie es richtig bedachte, fast ein wenig vertraut vorkamen.



Anneliese Rieger

Nach Zwölf

Es sind dieselben Zeilen, die er mir schickt, die er ihr schickt. Sie unterscheiden sich nicht. Den Tonfall kann ich nicht hören, vielleicht würde er abweichen. Er hätte ihr gegenüber einen weicheren Klang, ein Kind, dem man beruhigend über das verletzte Knie streicht, die Lippen zu einem kleinen o geformt, um den heißen Luftstrom, langsam und unaufhörlich über die wunde Stelle gleiten zu lassen. Allein ich trage das verkrustete Blut an meiner Seite, sie ist von makelloser Schönheit, wenn er von ihr spricht. Sie in sanften Melodien wiegt, ihr durchs zause Haar fährt. Hier ist kein Platz für mich, dachte ich schon längst und richtete den Lauf des Gewehres an meine Brust. Ich spürte die runde Öffnung hart gegen meine Rippen drücken, als gäbe mir die Gewissheit des sicheren Todes ein wenig von meinem verlorenen Glück zurück, als spräche der lange, metallene Hals zu mir und verspräche mir Worte, die er zu halten verpflichtet gewesen wäre.

Nach einer dieser Nächte der Hetze, war ich endlich und viel zu spät in meinen Wagen gestiegen, um dich zu holen. Du würdest nur für zwei Stunden bleiben und ich dachte daran, wie ich dich in die Arme nehmen sollte. Mein übermüdeter Körper war ermattet durch die Anstrengungen der letzten Nächterstunden, die waren, wie all die anderen. Ich dachte, ich würde alt, er mache mich alt. Dass ich die Geschwindigkeit drosseln sollte, dachte ich, als ich mich im Rückspiegel rasch vom hinteren Wagen entfernen sah. Du würdest bereits zu lange warten. Ich käme zu spät. Aber es hatte für uns noch nie den rechten Zeitpunkt gegeben. Du wartetest dort, den Blick zu Boden, sahst du mich nicht kommen. Ich musste etwas abseits halten. Eine Lücke weiter hinten, von der aus du mich nicht sehen konntest, ich dich aber durch den Rückspiegel erspähte. Du trugst deinen Bart, wie ich es mochte. Wellig bedeckte er die Unterseite deines Kiefers, deine Lippen konnte ich nur erahnen. Du würdest dich fragen, wo ich blieb. Warum ich noch nicht bei dir war und was das hier überhaupt sollte. Aber ich parkte hier in der weitläufigen Einfriedung neben Wägen wie meinen, nur die Beulen fehlten. Es fehlte zu viel, um sie reparieren

zu lassen. Der Rost hatte sich bereits den Weg durch die kleinen Furchen gebahnt. Lange würde ich ihn wohl nicht mehr fahren können. Doch ich dachte nicht daran, ihn rechtzeitig herzugeben, um ein wenig Gewinn zu haben, ich würde ihn fahren, bis der Motor sein schwarz qualmendes Ende verfügte. Ob das gut gehen würde. Du trugst deine Schultern in warmer Erwartung. Auch ich sehnte mich nach deiner Nähe. Es schien, als stündest du seit Jahren, den Blick gesenkt. Dein Haar bewegte sich im Wind, sodass ich eine glitzernde Spur auf deiner Stirn erblicken konnte. Die Perle zog leise ihre Bahn hinab, sie würde ihr Ziel verfehlen, viel zu früh, war sie hervorgebrochen und zu falscher Furcht. Der Wagen erhitze sich, denn die Mittagssonne brannte auf das Dach. Es wurde heiß, die Türen blieben geschlossen. Noch wartetest du, ohne meine zitternden Hände zu sehen. Zäh strich die Zeit dahin. Wir waren älter geworden. Ich trat die Kupplung, löste mit einem ächzenden Quietschton die Handbremse und rollte den Wagen, an die lang erhoffte Beschleunigung herantastend, an dem nun leeren Bahnsteig vorüber.

Annabell Jimenez

Bitter ist besser

Als sie heute früh die Augen öffnet, gilt ihr erster Gedanke der tagelang heiß ersehnten Darmentleerung. In ihrem Alter funktioniert das keineswegs mehr so selbstverständlich und wenn ihr Körper sich dann entschließt, der Natur freien Lauf zu lassen, glaubt sie sich ein wenig euphorisch. Nachdem sie sich ihres Verdauungsmülls entledigt hat, erinnert sie sich an ihren Seelenschrott, den sie nicht einfach ausscheiden kann. Eigentlich wiegt diese Last nicht mehr so schwer, doch gibt es da bestimmte Tage, die geknüpft sind an bestimmte Bilder, die Traurigkeit in ihr verkalktes Herz bringen. Dies war einer dieser Tage. Es jährt sich der Todestag von Herbert. Herbert war ihr Mann. Herbert konnte sich auch nicht mehr erleichtern. Eigentlich konnte er gar nichts mehr bevor er starb. Sie hatte sich rund um die Uhr um ihn kümmern müssen, mit Tabletten, Nahrung und Liebe füttern. Liebe war irgendwann aus, da gab es immer eine Prise Verachtung mit in den Brei. Trotzdem wusste sie sich ein Stück weit dankbar ob der Aufgabe, ob des Nicht-Allein-Sein-Müssens. Und dann ist er gestorben, der Herbert und hat sie doch alleine gelassen.

Als sie an diesem Tag so darüber nachdenkt, schenkt sie sich die Trauer und tauscht diese gegen bittere Wut. Da sitzt sie nun und niemand will etwas wissen von ihrer Ausscheidungsproblematik, dem lahm schlagenden Herz und der grundsätzlichen Mühseligkeit des Existierens.

Ihre tattrigen von dunklen Venen durchzogenen und mit Altersflecken übersäten Papierhände suchen in Schubladen Schreibwerkzeug. Wenn er schon nicht den Anstand besessen hatte, neben ihr weiter vor sich dahinzuvegetieren und sich ihr Leid klagen zu lassen, muss er eben schriftlich darüber benachrichtigt werden, welch Qualen auf ihrer alten Brust lasten. Und so schreibt sie und schreibt und schreibt bis ihre dreiundachtzigjährigen Finger den Stift nicht mehr halten wollen. Als sie fertig ist, fühlt sie sich leichter, fühlt sie sich ausgekotzt. Ihre Lider verlieren an Kraft, ihr Kopf fällt ihr auf die Brust. Kurze Atemaussetzer.

Als sie wieder aufwacht, müht sie sich auf ihre gebrechlichen Beine, sucht sich ihr schönstes Kostüm in schwarz, nimmt sich den Brief, stützt sich auf ihren

Stock und verlässt ihr kleines Haus. Auf dem Weg zum Friedhof sucht sie die Erinnerung an ihre Liebe. Die war mal da, die Liebe. Die hockte da zwischen ihr und Herbert und ließ sie dumm aussehen und sich gut fühlen. Nur hielt die Liebe die ganzen Einläufe und Schwammbäder nicht aus und verpisste sich mit all ihren Nebenerscheinungen.

Am Grab ihres Mannes angekommen, ringt die alte Frau nach Luft und betrachtet dessen Kargheit und verwahrloste Erscheinung. Neben dem Grabstein befindet sich ein alter mit Rostflecken geschmückter Briefkasten, den ihre Tochter in nach ihrer Definition guter Absicht dort deponiert hatte. „Dann kannst du Papa immer schreiben wenn du Worte über hast,“ hatte sie das damals kommentiert. Selbst hat sie nichts übrig für die Worte ihrer Mutter. „Elendiges Miststück“, denkt sich die alte Frau.

Sie öffnet die Klappe des Briefkastens, der mit einem schrillen Geräusch antwortet und somit kurz die Totenstille durchbricht. Man kann wahrnehmen, dass der Brief in einen leeren Kasten fällt.

Das Herz schlägt ein wenig schneller, der Darm fühlt sich unbeschwert und ein leichtes Lächeln hebt die schweren Falten in ihrem Gesicht. Dann geht sie nach Hause und stirbt.

Spuren

Ich erwachte aus dem Schlaf, geweckt von fremden Geräuschen. Für einen Moment wusste ich nicht, woher der Lärm kam, wer ihn verursachte und wo ich mich eigentlich befand. Ich richtete mich auf, benommen, um mich herum lag alles tiefschwarz. Ich ahnte, wo das Fenster war, und stieg vorsichtig aus dem Bett. Der Steinboden überraschte mit seiner Kälte. Dann stieß ich mich an einem harten Gegenstand. Ein heller, senkrechter Schlitz tauchte vor mir auf, ich wühlte danach, bekam einen Eisenknauf zwischen die Finger und stieß die Fenster auf. Augenblicklich durchflutete ein helles Licht schmerzhaft meine Augen. Ich rieb, zu lange und zu fest, öffnete sie wieder und begann, alles durch einen wässrigen Filter zu sehen. Unten schrie jemand meinen Namen. Augenblicklich fiel mir alles wieder ein. Die Hütte, der Wald, unser Ausflug. Vermutlich hantierte er unten laut in der Küche herum, um mich aufzuwecken. Nicht zu laut, nicht zu leise. Ich blickte aus dem Fenster. Vor mir lag der blaue See in andächtiger Ruhe, um die silberne Spiegelfläche herum begann das dunkle Grün des Waldes. Es roch nach feuchtem Laub. Ich erinnerte mich daran, dass das Fingern des Regens auf dem Blechdach mich letzte Nacht lange wachgehalten hatte. Jetzt war es strahlend schön, einige hastige Wolken trieben Schatten über das Wasser. Im Zimmer standen ein schmales Bett, eine alte Kommode und die Gummistiefel, die meine Mutter eigens für die Tage im Wald besorgt hatte. Daneben mein Koffer, in den ich gestern Nachmittag meine ganze Sorgfalt hineingeschichtet und an dessen Ecke ich mich eben gestoßen hatte. Obwohl mein Zeh angefangen hatte zu bluten, spürte ich nichts. Ich lutschte am Finger und behandelte die Wunde. Blut war ungleichmäßig in den Nagel geschossen. Unten schrie mein Vater wieder. Die dunkelrot unterlaufene Stelle ganz nah am Gesicht. Dann trat pochend der Schmerz ein. Ich antwortete.

Die Küche unten war spärlich eingerichtet, ein alter Herd, der mit Holz geheizt wurde, ein Tisch, Stühle, ein verhältnismäßig moderner Kühlschrank. Ich keilte mich zwischen Wand und Tisch, ans offene Fenster. Die Tischkante teilte meinen Körper viel zu weit oben. Mein Vater stand am Herd, schwenkte die Pfanne mit steifen, schnellen Bewegungen. Die dunklen Haare noch feucht

vom Duschen, der massive Körper in wohlige Klamotten gehüllt. Der Duft seines Rasierwassers, von dem ich damals dachte, er würde seinem Körper entströmen, mischte sich in die warme, holzige Luft. Die Tischfläche vor mir glänzte. Ich legte meinen Finger in die regennasse Alufläche am Fenster und wischte damit Spuren über den Tisch. Mein Vater verteilte das Frühstück, setzte sich und begann zu essen. Ein metallischer Geschmack kam aus der Magengegend in mir hoch, ich aß trotzdem. Etwas später waren die Spuren vor mir wieder verschwunden.

Ich spielte nicht im Wald, vielmehr lief ich herum und suchte nach einem Spiel. Der Wald war nicht besonders aufregend, weder geheimnisvoll noch gefährlich, noch nicht einmal dicht. Ich war enttäuscht, wie wenig er zu bieten hatte. Keine Baumstämme, über die man hätte balancieren können, kein Flusslauf, den man mit Waldmaterial hätte dämmen können, keine Wurzelhöhle, in der man tagelang hätte unbemerkt wohnen können. Von Tieren ganz zu schweigen. Eine Weile machte es Spaß, mir einen anderen Wald vorzustellen, einen, in dem das Leben zum Abenteuer wurde, einen, in dem ich mich so lange hätte verstecken können, bis alle Welt nach mir suchte. Im letzten Augenblick, so stellte ich mir vor, würde mir immer wieder die Flucht vor den umherirrenden Taschenlampen und dem Hundegebell gelingen. Man würde nur meine Spuren finden. Der Wald vor meiner Nase dagegen bestand aus locker und sauber in Reihen stehenden Birken, deren Stämme kerzengerade, kahl und einem Kind zu nichts nütze in die Höhe schossen. Nachdem nicht einmal herumliegende Äste aufzufinden waren, die zu einem Schwert oder einem Gewehr taugten, war ich mit diesem Wald fertig, nach einer Stunde.

Am Nachmittag war die Sonne verschwunden. Mein Vater ging voraus, wie immer ein Stück voraus, nur um hin und wieder umzudrehen und sich tonlos meiner Gefolgschaft zu versichern, so als könnte ich zwischenzeitlich verloren gegangen sein. Sein ungeduldiger Blick, beinahe enttäuscht, dass ich jedes Mal noch da war. Sein Gang, unter Tausenden hätte ich ihn wiedererkannt. Der leicht gekrümmte Körper, der beim Gehen fast vornüber zu fallen schien, das steife Wippen der Arme, seine schweren Schritte mit den stets angepassten Schuhen. Es kam mir so vor, als würde mein Vater nicht bloß gehen, sondern als müsste er stets durch etwas hindurch, an etwas vorbei, mit jedem Schritt die Mühe und Unentrinnbarkeit des Lebens aufs Neue bezwingen. Immer

vornübergebeugt. Wir gingen nun schon eine ganze Weile, ohne ein Wort. Über seiner Schulter hingen eine Axt und ein alter Kartoffelsack. Ich zählte die Schritte von einem Baum zum anderen und zog tiefe Furchen durchs Laub, so als müsste ich den Weg alleine zurückfinden. Hin und wieder lenkte ein Rascheln seinen Blick hinauf zu den Baumkronen, dann hielt er besorgt nach Regen Ausschau. Mein Vater hasste es, nass zu werden. Mein Zeh schlich sich in meinen Kopf und schmerzte. Ich blieb stehen. Meine neuen Stiefel waren mittlerweile ganz verdreckt. Um mich herum das Gitter des Birkenwaldes, in das mein Vater unbeirrt hineinlief.

An einer kleinen Lichtung machten wir Halt. Am hinteren Ende der dicht bewachsenen Fläche lag ein umgelegter Baumstamm, etliche Axthiebe hatten sich bereits an ihm ausgetobt. Mein Vater legte die Sachen ab und zog einen Halbkreis durch die Luft, um mir den Bereich anzuzeigen, den ich von nun an nicht mehr betreten sollte. Im nächsten Moment schlug er schon die Axt ins Holz, knapp neben seinen Fuß. Ein ums andere Mal. Mit einer unverwechselbaren Art auszuholen und zuzuschlagen. Es wirkte seltsam anziehend auf mich, wie ein unverständliches Ritual. Seine Bewegung sah so natürlich aus, so als könne man nur auf diese eine Art Holz hacken. Die Stelle, an der das Holz herausgeschlagen wurde, roch warm und süßlich. Holzpartikel schwebten in der Luft, ohne zu Boden zu sinken. Das Holz verschwand im Sack. Mein Vater wuchtete das Gewicht auf den Rücken und marschierte los. Sein Gang veränderte sich unter dem Gewicht. Ich sah ihm nach und spürte das unsichtbare Seil, dass er hinter sich herzog. Später saßen wir auf dem Steg vor der Hütte, neben uns schlief ein altes Ruderboot. Der abendliche See, reglos ins Blau schimmernd, der Geruch nach nassem Schilf. Es war kühl geworden. Mein Vater wollte wissen, ob es mir hier gefiel. Ja, antwortete ich und starrte auf die Wasseroberfläche, kein Blick in die Tiefe kam an ihr vorbei. Die Luft wurde schärfer, ich fror, ließ mir aber nichts anmerken. Mittlerweile waren die Farben ringsum ins Grau verschwunden. Mein Vater sagte, dass es uns hier Spaß machen würde. Wir gingen zurück zur Hütte. Oben entdeckte ich einen Blutfleck auf dem Steinboden. Und noch einen. Ich wischte das Blut mit einem Lappen auf. Zum Glück reichte die Spur nicht nach unten. Mit einem Kescher und einem Stück Holz in der Hand sah ich zu meinem Vater, neben mir eine blaue Plastikwanne, so untätig herumstehend wie ich. In Fischerhosen stand er in dem Tümpel und hantierte an der betonierten, mit

Moos bewachsenen Schleuse herum. Ich beobachtete alles aufmerksam, denn ich wollte keinen Fehler machen. Seine Anweisungen waren manchmal schwer zu deuten. Er konnte auch nur in eine Richtung nicken oder zeigen. Er tat dann immer so, als lägen die nötigen Handgriffe in den Gegenständen selbst, als könne sie jeder dort einfach herausnehmen. Er löste Holzlatten aus den Schienen und das Wasser begann, aus dem Tümpel abzufließen. Um die Beine meines Vaters kräuselte sich das Wasser. Am breiter werdenden Uferstreifen kamen nach und nach schwarze Steine und ein übelriechender Schlamm hervor. Plötzlich bewegte sich etwas, im Wasser. Immer deutlicher zeigten sich Umrisse umherschnellender Fische. Mein Vater schob eine der Holzlatten zurück in die Öffnung und verhinderte so das letzte Abfließen. Er kam auf mich zu, nahm mir den Kescher aus der Hand, tauchte ihn ins Wasser und entriss ihm vier Fische, die fuchtelnd in der Luft hingen. Sie landeten in der Plastikwanne. Die Schläge der zappelnden Fische erzeugten ein trommelndes Geräusch. Er winkte nach dem Holz, legte es flach auf den Boden, nahm einen Fisch, holte aus und schlug zu. Einmal, mit Schwung. Dann den zweiten. Er sagte, mehr vor sich hin als an mich gerichtet, Ersticken sei kein schöner Tod, auch nicht für Fische. Beim dritten musste er zweimal zuschlagen. Noch bevor ich irgendetwas begriff, war er mit einem vollen Netz zurück. Ich solle sie nicht unnötig leiden lassen, sagte er. Ich nahm einen Fisch aus dem glitschigen Haufen. Er zuckte nicht und lag ruhig in meiner Hand, an der pulsierenden Mundöffnung konnte ich aber erkennen, dass er noch lebte. Ich hatte bis dahin nicht gewusst, dass Fische winzig kleine Lippen besaßen, saftig rosafarbene. Mit diesen schnappte der Fisch nach Luft, oder nach Wasser. Je länger ich wartete, umso mehr zwang ich ihn dazu. Mein Vater warf mir einen ungeduldigen Blick zu. Ich holte aus, brachte aber nur einen halbherzigen Schlag heraus. Der Fisch zappelte fürchterlich. Ich schlug nochmals zu, der Fisch war immer noch nicht tot. Dann lag plötzlich ein hohes, bizarres Kreischen in der Luft. Ich hielt mir den Fisch ungläubig ans Ohr, hörte es dann aber ganz deutlich. Ein leises Geschrei aus dem Mund des Fische. Blitzschnell schleuderte ich ihn gewaltvoll auf das Holz, der Kopf trennte sich vom Rumpf. Ich wich zurück. Den Rest erledigte mein Vater, ich durfte zusehen. Nachdem der Tümpel leergefischt war, gingen wir zurück zur Hütte, mit dutzenden Fischen zwischen uns in der Wanne, einer ohne Kopf. Ich lag einige Zeit still und mit offenen Augen. Die Bäume bildeten einen Tunnel, und am Ende, zwischen den Baumkronen, lag das Licht. Mein Blick

bohrte sich in das graue Meer der Wolken. Träge und andächtig, wie unter Wasser, wogten die Baumspitzen hin und her, als flüsterten sie sich etwas zu. Das Raunen des Laubes klang nach dem sanften Tosen entfernter Wellen. Meine Hände massierten den Waldboden, kneteten durch Erde, Blätter und Moos. Es fühlte sich seltsam hart und weich zugleich an, ich konnte nicht aufhören, meine Hände auf und zugehen zu lassen. Das leise Geschrei der Fische mischte sich in die Wellen. Meine Hände im Boden, immer auf und zu. Dann dachte ich an die schwarzen Spuren unter den Fingernägeln, die am Tisch nur schwer zu verstecken sein würden. Ich schloss die Augen und hatte immer noch das gleiche Bild der flüsternden Bäume vor mir. Im Meer über mir. Nur dass jetzt eine Flut langsam durch den Tunnel auf mich zukam. Das Säuseln des Wassers wuchs zu einem Rauschen, die weiße Woge schoss im Dunklen auf mich zu, ergriff meinen Körper und spülte mich einfach weg. Der erste kalte Tropfen lief unentschlossen meine linke Wange hinunter. Ich öffnete den Mund, ein Tropfen Regenwasser landete auf meiner Zunge. Er schmeckte nach säuerlichem Nichts und selbst die Spur dieses Geschmacks war sofort wieder verschwunden. Es regnete heftiger. Ich blieb liegen, bis der Regen meine Haut überall berührte.

Im Raum war es fast dunkel, nur ein paar Kerzen spielten an den Wänden. Die Stromversorgung war unterbrochen. Die Wanne mit Fisch stand neben dem toten Kühlschrank. Mein Vater stand am Fenster und blickte kopfschüttelnd hinaus. Ich saß am Tisch, eine hilflose Decke auf meinen Schultern und starrte auf die Tasse Tee vor mir. Meine roten Hände umschlossen das heiße Porzellan, mein glühendes Gesicht hing über dem warmen Dampf. Mein Vater drehte sich zu mir. Wenn ich krank werden würde, weil ich im kalten Regen herumlaufe, zischte er, dann wäre der Ausflug vorbei. Das wäre dann meine alleinige Schuld, sagte er. Was ich mir dabei gedacht habe, wollte er wissen, einfach so im Sturm herumzulaufen. Ich wusste nicht, ob ich tatsächlich antworten sollte, deshalb schwieg ich. Mein Vater nahm eine Plastikplane und deckte damit die Fische zu. Er fluchte leise. Ich spürte, wie meine kalten Finger langsam taub wurden vom heißen Porzellan. Sie sahen plötzlich gar nicht aus wie meine Finger, sondern seltsam rot und aufgeschwemmt. Alles schien auf einmal dumpfer zu werden. Mein Vater drohte, ich solle jetzt ja nicht heulen. Ich spürte wieder diesen metallischen Geschmack im Magen, schwerer als sonst, und blickte aus dem Fenster, vor dem das Licht der Kerzen sich durch

meine Tränen in alle Richtungen verzerrte. Meine Nase lief, ich traute mich aber nicht, hochzuziehen. Mein Vater drehte sich weg, versteckte sich hinter Bewegungen am Herd und zeigte mir damit, dass ich gehen konnte.

Oben lag ich noch lange wach. Ich wollte die Augen nicht schließen. Ich betrachtete das Gemälde an der Wand, ein Jagdbild. Vor einem Fenster, auf einem Holzbalken, stand hochkant ein Gewehr, an einem Eisenhaken hing eine ausgebeulte Ledertasche, direkt daneben baumelte ein goldenes Jagdhorn. In der Mitte hing ein toter Hase kopfüber an einem Seil, die Hinterpfoten ordentlich in einem Knoten sitzend. Der Hase hing nicht frei, der Kopf lag verdreht und abgeknickt auf dem Holzbalken. Ich dachte an den Fisch ohne Kopf. Ich konnte lange nicht einschlafen. Hinter den geschlossenen Augen warteten die Schreie der Fische. Wie Steine fielen sie in dieser Nacht in mein Gedächtnis.

Am nächsten Tag mischte sich ein übelriechender Fischgeruch immer deutlicher unter die warme Holzluft. Draußen stürmte es unaufhörlich. Ich saß vor dem Ofen, starrte in das Feuer und legte immer wieder Holz nach. Ich beobachtete, wie jedes einzelne Stück Feuer fing. Wenn mein Vater nicht hinsah, legte ich auch andere Dinge in die glühende Höhle. Blätter, einen Bleistift, Kerzenreste. Jeder Gegenstand ließ einen bestimmten Geruch in meiner Nase zurück, nachdem er schon nicht mehr da war. Mein Vater saß am Fenster und starrte hinaus. Wenn nicht bald der Strom wieder käme, sagte er, dann seien die Fische nicht mehr zu retten. Ich fand es seltsam, bei toten Fischen von Rettung zu sprechen, sagte aber nichts. Heimlich freute ich mich darüber, dass er nichts von den Fischen haben würde. Eine kleine Plastikfigur lag für einen Moment auf dem glimmenden Holzbett. Die Figur brannte nicht einfach, sie schmolz langsam und verwandelte sich in eine schwarze, dickflüssige Masse. Ich überlegte, ob Menschen, wenn sie verbrennen, das eher wie ein Stück Holz tun, sich also gleichmäßig in Rauch und Asche auflösen, oder ob sie durch die Hitze bis zur Unkenntlichkeit verformt würden, wie diese Figur. Bis eine klebrige Masse übrig bliebe. Mein Vater nahm seufzend die Wanne mit Fisch und stellte sie vor die Tür in den Regen. Dann kam er zu mir rüber und streichelte mir den Kopf. Seine großen Hände konnten Holz spalten und Fische totschiessen, jetzt waren sie warm und zärtlich.

Das Boot setzte sich mit jedem Ruderschlag weiter in Bewegung. Mein Vater saß mir gegenüber und beobachtete meine Rudertechnik. Mein Fuß, den ich

gegen den Boden presste, begann wieder zu schmerzen. In der Mitte des Sees gab mir mein Vater ein Zeichen, mit dem Rudern aufzuhören, anscheinend hatten wir die richtige Stelle erreicht. Dann stand mein Vater auf, ging rüber zu der Fischwanne und deckte die Plane ab. Ein fürchterlicher Gestank verbreitete sich. Dann kippte er die Fische in den See. Die funkelnden Leiber gingen nicht unter und verteilten sich langsam auf dem Wasser, immer mit einer Pupille nach oben. Eine leichte Strömung trieb die toten Augen mehr und mehr auseinander. Ich begann zu rudern. Der Fischgeruch haftete einige Minuten wie ein unsichtbarer Schleier an uns. Mein Vater starrte auf die Stelle im Wasser, in der das Ruder eintauchte, während in seinem Rücken die ersten Vögel über dem Wasser kreisten. Wie es mir gehe, bei meiner Mutter, wollte er auf einmal wissen. Gut, sagte ich. Er sah mir fest in die Augen, ich hielt seinem Blick zum ersten Mal seit Tagen stand. Gut also, wiederholte er. Ja, sagte ich. Ich spürte, dass ihm meine kleinen Worte große Schmerzen zufügten. Er nickte nachdenklich. Ich fügte hinzu, uns allen gehe es wirklich gut, als würde damit niemand verletzt. Im nächsten Moment war ich über meine eigene Brutalität erstaunt. Obwohl die Ruderschläge meine ganze Konzentration beanspruchten, suchte ich das Gesicht meines Vaters ab. Sein Gesicht löste sich keine Sekunde mehr vom Wasser. Je mehr ich ihn fixierte, desto mehr verschwand mein Gespür dafür, was in ihm vorging, und was es mit mir zu tun hatte. Wie etwas, das immer undeutlicher wird, je mehr man versucht, es scharf zu stellen. Danach war ich fest davon überzeugt, dass es zwei Arten von Dingen im Leben gab. Die einen, die man mit viel Nachdenken enträtseln konnte, und die anderen, deren Formen immer mehr verwischten, je mehr man ihnen auf den Grund ging. Übrig blieben dabei immer nur Spuren. Dann blickte ich nach oben zu den grauen Wolken und witterte den Regen. Ich begann schneller zu rudern, denn ich wollte auf keinen Fall nass werden. Ich hasste es, nass zu werden.

Herwig Haupt

Kind und König

Über Großmutter's Schreibtisch hing neben Opa der alte Fritz.

In blauer Uniform mit blauen Augen. Diese großen drohenden Augen beherrschten den ganzen Raum – und der war nicht klein. Opa hielt sich ängstlich beiseite.

Der alte Fritz hatte denselben bösen Blick wie Großmutter's ältere Schwester, das Tantchen Alma. Auch der Mund war in gleicher Weise verkniffen. Nur an Haaren hatte der alte Fritz das größere Angebot. Und mit rotem Kragen, wie ihn der Preußenkönig zur Schau stellte, sah man Tantchen nie.

Uwe fürchtete sich jedoch vor beiden. Im Bild über dem Schreibtisch sah er die wasserblauen, unbarmherzig starrenden Augen der Großtante. Wenn er von ihr zurechtgewiesen wurde, schreckte ihn aus ihrem finsternen Gesicht das Bild des Herrschers, dem angeblich fast so viel Ehre gebührte wie dem Führer. Letzterer hatte aber über dem Schreibtisch keinen Platz mehr gefunden und war ins Speisezimmer verbannt.

Uwe wusste, dass es im Leben darauf ankam, sich gerade zu halten und immer gehorsam und dienstbereit zu sein. Er wusste auch, dass dieses hohe Ziel für ihn unerreichbar war. Seine Verträumtheit, die allgemein als „Schusselei“ bezeichnet wurde, und sein eingefallener Brustkorb, der den Rücken krumm erscheinen ließ, konnten vor dem alten Fritz nicht bestehen.

Einmal riss Uwe versehentlich den Opa von der Wand, als er der Großmutter helfen sollte, einen Fliegenfänger an der Decke zu befestigen. Der alte Fritz war Zeuge des fälligen Demütigungsrituals.

Dann musste Uwe ihm erneut unter die Augen treten, allein. Er sollte einen Brief holen, der auf dem Schreibtisch lag. Da kam ihm der Gedanke, den Fritz ähnlich wie den Opa zu Fall zu bringen. Doch er brachte ihn nur zum Schaukeln, wobei die Augen des Monarchen fürchterlich anfangen zu rollen.

Tantchen hörte Uwe in der folgenden Nacht schreien, eilte in sein Zimmer und schüttelte nur den Kopf, als das Kind nach dem Erwachen noch lauter schrie.

Das Entfernen der Bilder besorgten dann die Polen, die auch den Schreibtisch verheizten, denn der erste Winter nach Kriegsende war streng.

Siegfried Mundt

Im Wagen meines Schwagers

Auf dem Heimweg von der Beerdigung hatte er den Navigator, wie ich vermutete als eine Handlung der Routine, auf <nach Hause> eingestellt. Auch ich habe ein solches Gerät. Weil es nicht fest eingebaut ist und ich Diebstahl befürchte, hatte ich es aus dem Fiat genommen und eingesteckt. Ohne Grund nahm ich das kleine Ding aus der Jacketasche und fummelte ein wenig daran herum.

Nach hundert Metern fahren Sie rechts ab, so ließ der Navigator des Schwagers verlauten.

Folgen Sie der Straße noch fünf Kilometer, das war mein Gerät, ich hatte es wohl bei der Fummelei gestartet. Jedenfalls hatte ich aber kein Ziel eingegeben.

Abbiegen	Auf der Straße weiter fahren
Abbiegen, sofort	Blödsinn
Jetzt biegen Sie rechts ab	Alberne Tusse, die hat keine Ahnung

Akustisch konnte man die beiden Stimmen nicht verwechseln, denn ein Freund, der sonst seine Freizeit damit verbringt, am Synthesizer den idealen Pianoklang zu mischen, hatte mir eine Stimme nach meiner Vorliebe kreiert. Sie hat das Timbre der Milva, nur hatten sich in das Klangspektrum Obertöne einer Kommunalpolitikerin mit Mehrfachnamen manifestiert, was gerade in dieser sich anbahnenden verbalen Reiberei besonders deutlich wurde. Mein Schwager, ein ähnlich versöhnlich gestimmter Typ wie ich, hatte sein Gerät neu gestartet, mit einem aufmunternd gemeinten Nicken zu mir. Aber ich hatte Vertrauen zur sandigen Stimme Milvas, wollte sie nicht durch Abschalten kränken. Das

war indessen mit der Gegenseite geschehen; als sie wieder zu Wort kam, klang sie wie Elisabeth Flickenschild.

Ihre Route wird berechnet	Alte Sau, jerseyshorige
Kehren Sie bei der nächsten Gelegenheit um	Fahren Sie bis zum nächsten Kreisverkehr
Ihre Route wird neu berechnet	Der haben sie ins GPS gesch ...

Ich deckte die Quelle solcher unziemlichen Partizipien rasch mit der Hand ab. Man konnte nicht voraussehen, was noch kommen würde. Jedes Mal, wenn ich auf Deutschlands ödester Autobahnstrecke fahren muß, beginnt meine Navigatorin gleich hinter Hittfeld ein ausgefallenes Programm, mich zu unterhalten oder zu verführen. Eigentlich konnte das nur von dem Pianostimmer herrühren, aber jedes Mal wenn ich zur Klärung versuchte, unser Gespräch auf Wilhelm Reich zu lotsen, schien der Mann gänzlich unbeleckt von dessen krausen Ideen. Das Gerät jedenfalls gab sich fachkundig. Milva pries meine rostige Kiste als Orgongenerator, mit dessen Hilfe ich Einfluss auf das Wetter nehmen, oder holländische Tomaten in ein Nahrungsmittel überführen könnte. Vorzüglich die Liebe sollte enorm gefördert werden können. Auf meinen Einwand, die räumliche Enge und die unzulänglichen Sitze kämen solcher Planung nicht entgegen, erfuhr ich, es ginge zunächst um die liebevolle Behandlung aller Mitmenschen. Irgendwie ernüchterte mich diese Verallgemeinerung immer. Des Weiteren ist ja bekannt, dass alle angepriesenen Wohltaten nie Allen zugutekommen, und das man als Gegenleistung sein Gehirn abschalten, sich unterwerfen oder gar sein gutes Bargeld hergeben muss.

Als ich mich kurz hinter dem Ohr kraulte, ließ meine Navigateuse einen Schwall binärer Signale heraus, die ihre Widersacherin zunächst alle Umkehrmanöver vergessen ließ, um dann leise wie Ingrid Bergmann im Film zu schluchzen.

Es ist keine Liebe mehr unter den Schaltkreisen, sagte ich zu Herbert, meinem Schwager. Aber der, leicht von außen zu beeinflussen wie alle Schwäger, fühlte sich anscheinend der Elektronik ausgeliefert, er schaltete noch immer nicht seinen Navigator aus, obwohl er doch wusste, wo seine Wohnung ist.

Marlene Schulz

Siebzehn Jahre

Anneliese Brandt sitzt auf ihrer Chaiselongue am Küchentisch. Auf der Ecke. Den Gehstock gegen den Stuhl gelehnt. Die Blätterteigtaschen liegen auf dem Backblech, alle bereits mit Ei bestrichen. Die Sammeltasse mit dem abgebrochenen Henkel steht daneben, das aufgeschlagene Ei darin.

Sie schaut über die Teigtaschen. Jede einzelne untersucht sie mit den Augen, zeigt mit dem Finger auf Makel, dorthin, wo Eigelb fehlt. Nimmt schließlich selbst den Pinsel, taucht ihn nur mit den Spitzen der Borsten ein, streift das Eigelb am inneren Rand der Tasse ab. Ihre Hand mit den schlanken Fingern zittert ein wenig. Auf dem Handrücken: braune Flecken.

Sie führt den Pinsel über den Teig, kleine Bewegungen, sehr kleine. Manchmal berührt sie eine Teigtasche nur mit ein paar Borsten, tupft. Wieder taucht sie die Spitze ein, folgt der Wölbung. Das Eigelb staut sich am bauchigen Rand. Mit dem Pinsel nimmt sie es auf. Die freie Hand berührt das Backblech, dreht wenige Zentimeter, um an weitere Teigtaschen zu gelangen. Wieder die Borstenspitzen ins Eigelb, abstreifen, ausbessern. Die hinteren sind zu weit weg.

Sie schaut auf.

Blickkontakt.

Ihre Tochter Ellen dreht das Blech.

Anneliese Brandt taucht den Pinsel erneut in die Tasse.

Enkelin Lena: Die Oma hat Sommersprossen auf der Hand. Ich hab' sie mit der Lupe entdeckt. Sie hat mir ihre Hand hingestreckt und ich durfte alles genau angucken. E i n e Sommersprosse ist g a n z groß ... Manchmal hat Oma blaue Flecken. Letzte Woche ist sie in der Küche vom Stuhl gefallen. Sie war so müde, dass sie am Tisch eingeschlafen ist und schwupp war sie am Boden ... Ich bin manchmal auch ganz müde.

Anneliese Brandt: Am besten, man wird erst gar nicht so alt. Alles lässt nach ... Und die Schmerzen im Rücken, die sind am schlimmsten. Als würde einer

mit der Axt draufhauen ... Das Gift kann er behalten, der Doktor Wegner. So ein Dreckszeug nehm' ich nicht.

Das ist gut mit den Teigtaschen. Geht schnell. ... Sie macht es ganz ordentlich.

An den Ecken ist sie nicht so genau. Wenigstens kann sie

b a c k e n. Dafür kocht sie nicht gerne. Muss man halt auch machen. ... Ein bisschen verwöhnt ist sie mittlerweile schon. Hat immer einen Mann gehabt, der kochen kann ... Sie muss ja auch den ganzen Tag arbeiten. Da hat man auch keine Lust mehr, hinter dem Herd zu stehen.

Mit der ist keiner angeschmiert.

Sie kann auch nicht sehen, wenn etwas liegen bleibt. Still sitzen bleiben kann sie nicht. Muss immer etwas zu tun haben.

Zwölf Teigtaschen. Zwanzig Minuten im Ofen. Bei ihr muss es immer schnell gehen. ... Sie muss dran denken den Backofen auszuschalten.

Die Sammeltasse soll ich wegwerfen. Nur weil der Henkel fehlt. Wenn ich immer gleich alles wegwerfen würde, dann ginge es ihnen heute nicht so gut. Man muss nicht immer sofort alles neu haben. Das gab es früher auch nicht. Das hat meine Mutter schon gesagt. In Ehren halten – das können die jungen Leute nicht. Die wissen gar nicht, was das ist. Sie werden es schon noch erleben. Früher, da haben wir uns jeden Pfennig vom Mund abgespart.

Sie will jemanden kommen lassen. Wegen Tabletten. Und Hörgerät. Vierhundertfünfzig Euro. Im Monat. Unverschämt.

Solange ich noch kann, kommt mir keiner ins Haus. Das Geld zum Fenster hinaus werfen muss man ja nicht.

Jetzt schüttet sie doch tatsächlich das restliche Eigelb in den Spülstein. Das kann man doch noch aufheben. Die schmeißen einfach alles weg.

Die Nachbarin des Hauses gegenüber, aus dem Fenster lehnend: Das Auto von der Ellen steht da. Das gehört auch mal sauber gemacht. Gibt's da kein Wasser, wo die herkommt? ... Jetzt guck's dir an: Mein Fenstersims ist schon wieder verspritzt. Gerade erst geputzt.

Was macht die Ellen denn da drüben am Herd? ... Hat sie die Vorhänge schon wieder in die Wäsche?

Die Anneliese ist so alt geworden. Wie die den Kopf hängen lässt. ... Hat heute schon wieder die Zeitung im Kasten stecken lassen. Die hol' ich mir gleich.

Ach, die backen! Die Ellen kann was. Da muss ich später vorbei. Mal probieren. Ist immer fein. Die nimmt gute Butter. Das merkt man. ... Könnt' mir eigentlich auch was rüberbringen. Wie oft hab' ich schon die Zeitung rübergebracht ... Der Kopf fällt gleich auf die Brust. Mensch, Anneliese, lass dich doch nicht so gehen!

Was machen sie jetzt? ... Ach, das Hörgerät bestimmt ... So ein Quatsch kommt mir nicht ins Haus. Alles Geldmacherei! Besser, man hört gar nicht so viel.

Ellen Rathemacher, geborene Brandt: Die Sammeltasse. Mit dem Eigelb. Der Henkel: abgebrochen. Sie wirft nichts weg, was nicht wirklich zerstört ist.

Ihre Hand, so faltig, wenn sie mit dem Pinsel sparsam über die Teigtaschen streift. Dass sie nicht mehr kann, wie sie möchte, die Lebensjahre, die Vergesslichkeit, das Sehen, Hören, vielmehr das Nicht-mehr-hören-können, alles zusammen: Ein Schmerz. Für sie selbst. Und für mich, die ich sie vor mir sehe. Der gekrümmte Rücken, der Kopf, der fast auf der Brust liegt. Wie sie sich anstrengt, den Kopf ein wenig zu heben. Manchmal sagt sie, sie hat das Gefühl zu zerbrechen. Viele Bruchstücke einer einzigen Wirbelsäule. Irreparabel. „Sie muss starke Schmerzen haben“, sagte der Arzt nach der letzten Röntgenaufnahme, verschrieb ein Medikament. „Das Gift nehme ich nicht“, sagte sie hinterher. Mehrfach.

Das Eigelb an ihren Fingern bemerkt sie nicht. Diese schmalen Finger mit dem gelblichen Film.

Hoffentlich ist das Ei noch gut. Sie hat es nicht gekühlt. Alles muss zimmerwarm sein. Auch im Sommer. Backwaren gelingen besser, wenn die Zutaten nicht kalt sind. Das hatte ihre Mutter schon gewusst. Meine Großmutter kommt ihr immer häufiger in Erinnerung. Manchmal spricht sie mit ihr, bietet ihr eine Tasse Tee an.

Der Gehstock fällt zu Boden. Sie hört es nicht.

Das Hörgerät liegt auf dem Tisch zwischen Backblech und angeschlagener Tasse. Es gelingt ihr nicht, es richtig ins Ohr zu setzen. Ein Stück weiter weg: Medikamentenschachteln, eine Scheibe trockenes Brot, eine Lupe, die Tageszeitung, das Gemeindeblatt.

Irgendwann werde ich entscheiden müssen, dass sie nicht mehr alleine leben, nicht mehr alleine für sich sorgen kann. Dagegen wehrt sie sich, sagt Dinge wie: „Ja, wenn ich nicht mehr kann, dann ...“, und „Ich komme noch gut alleine zurecht.“ Auch „Am besten, man wird erst gar nicht so alt.“ Als sie halb so alt war wie jetzt und sich mit Heilkräutern beschäftigte, wollte sie immer hundert Jahre alt werden. Jetzt ist sie dreiundachtzig. Noch siebzehn Jahre.

Sabine Bentler

Leichenschmaus

Er hatte mir von ihnen erzählt in einer dieser endlosen Nächte, in denen er nach Wochen, manchmal Monaten atemlos vor meiner Tür stand und sagte, wir müssen reden, ich weiß jetzt Bescheid. Er hatte sie genau beschrieben, die grauenhaften Wesen, die durch Wände seine Träume ausspähten, um ihm seine Geheimnisse und das Leben selbst zu entreißen, und ich hatte genickt, nur genickt, mehr konnte ich nicht tun. Du musst wach bleiben, hellwach, hatte er gesagt, immer, sonst schnappen sie dich. Es gibt Möglichkeiten. Ich sah in das Gesicht, das dem meinen so sehr ähnelte und es mir unmöglich machte, ihn zu verleugnen. Und nickte. Ich wusste um seine Methoden, schon lange. Ich hatte die meinen entwickelt, und am Ende gewann immer der Wodka, sein Kopf sank auf die Tischplatte und er selbst in einen Schlaf, der nur mir gnädig war, der Verräterin.

Jetzt hatten sie ihn doch gekriegt, hatten mit ihren langen Knochenhänden nach ihm gegriffen, ihn gerüttelt und geschüttelt und durch die Luft gewirbelt wie eine Lumpenpuppe, den langen Weg die Felsen hinab, und seine zerschmetterte Hülle in den Fluss geworfen. Verschwendung, mehr konnte ich nicht denken, so jung, so makellos der Körper, winzige Einstiche nur, die ich übersehen hätte, doch das ließ er nicht zu. Seine Möglichkeiten, sein Triumph über die Schatten, ich sollte sie sehen. Wir haben ihn zu den anderen Toten gelegt, heute Vormittag. Alle schön in einer Reihe, die Gräber wie die Trauernden, geordneter Abschied und eine letzte Schippe Dreck hinterher. Mama hat nur zugesehen, dicht neben mir, und geflüstert, nie mehr sehe ich ihn wieder, meinen Jungen, meinen einzigen Sohn, und was will eigentlich die verdammte Bagage hier, jetzt, wo es zu spät ist. Dann wurde sie zu Stein.

Sie sitzt zu meiner Rechten an der langen Tafel, reglos. Die Verwandtschaft tagt, der offizielle Teil ist beendet, die Förmlichkeit auch, Kaffee, Schnaps und flache Witze werden herumgereicht wie Betthupferl für den, der fehlt. Kira hat sich seinen Platz genommen, links von mir, resolut und kommentarlos, Aufrücken in der Geschwisterfolge, und kramt nun in ihrer Handtasche nach dem passenden Gesichtsausdruck. Die Kinder sind übersättigt von Kuchen

und Eis, verwirrt und angewidert von den vielen Händen auf ihren Köpfen, auf ihren schmalen Schultern, tätschelnd, beschwichtigend, gönnerhaft, enervierend wie eine stundenlange Liebkosung. Nur Tonja wird nicht satt, wird nie satt, mit verstohlenem Seitenblick auf ihre schöne, schlanke Mutter neben mir streicht sie um das Kuchenbüffet, rote Streifen, wo der Stoff in die Haut schneidet. Nimm dir ruhig, das gibt es ja nicht jeden Tag, gurrn Kira ihr zu, und zu mir, das Kinn leicht gereckt, Größe hundertsechundvierzig, völlig normal in dem Alter. Max hat jemand im Vorbeigehen kumpelhaft über den Kopf gerubbelt, halb im Schwitzkasten, na mein Großer, die Haare stehen ihm immer noch zu Berge.

Er steht ein bisschen abseits, allein, mit Rückendeckung vom Fensterbrett, und sieht mit gerunzelter Stirn zu mir herüber. Ich winke ihn zu mir, setze ihn auf meinen Schoß. Wie gehts dir, frage ich ihn leise und streiche sein Haar glatt. Er zuckt ganz leicht zurück, wie immer, Mundwinkel kräuseln sich links von mir, unmerkliches Kopfschütteln, dass du mit dem nicht mal, ich weiß ja nicht. Ich will raus, sagt er, weg, sein Blick wandert zum Fenster zurück. Ich weiß genau, was er meint. Onkel Paul gibt Anekdoten zum Besten, die Wangen leicht gerötet, die lange Strähne, die sonst seine Glatze kaschieren soll, klebt auf seiner Stirn. Wodka, und Bluthochdruck.

Stefan, ja, das war schon einer, immer irgendeine verrückte Aktion am Laufen, lacht er und greift nach seinem Glas. Legendenbildung ist ein Teil des Heilungsprozesses. Der Satz schießt mir durch den Kopf wie ein fehlgeleitetes Projektil, das muss ich wohl irgendwo gelesen haben. Ich schüttelte mich leicht und nehme Max fester in den Arm. Meinen Jungen, der nur langsam begreift, wenn überhaupt. Dass er jetzt ohne ihn leben muss, ohne den Einzigen, vor dem er nie zurückgezuckt ist, weil er ihn erkannt hat, und umgekehrt. Ich begreife es ja selbst nicht.

Wisst ihr noch, wie er diesen Hund angeschleppt hat? Ein Schweißtropfen trifft Onkel Pauls Auge, es trânt, und er blinzelt und fährt sich mit der Hand über den kahlen Schädel. Hugo hat er das Vieh genannt, schwadroniert er, Hugo, und Opa, haha, der ist fast ausgerastet, sein Name für diese knochige Missgeburt von einem Hund. Voller Flöhe und kahl wie euer Onkel Paul, nur dass man bei mir nicht ständig das Arschloch sieht, hahaha. Allgemeines Gelächter, Paul ist in Form, Paul hat's drauf, seine Frau hängt an seinem

Gesicht wie Hugo früher an seinem Kauknochen. Er hat ihn sogar mit ins Bett genommen, wirft Kira ein und lächelt zufrieden in sich hinein, Vorfreude auf den Nachschlag. Er brauchte ja viel körperliche Nähe, unser Stefan, aber das hat er natürlich nicht jedem erzählt, sagt sie, und die Bemerkung hängt zwischen uns in der Luft wie zu lange abgehangenes Fleisch. Mama blickt ins Nichts, vielleicht denkt sie an die teuren Steaks, die der Hund damals gefressen hat, als sie nicht aufgepasst hat, und an die viele Hundekotze, die sie danach wegmachen musste, weil Stefan das nicht konnte, einen empfindlichen Magen hatte er, genau wie Hugo. Vielleicht denkt sie auch gar nichts, nie mehr.

Onkel Paul ist aufgestanden, wohlwollend blickt er in die Runde, während er immer weitererzählt. Kira wirft ihm locker die Bälle hin, die Gelegenheit ist günstig, so nahe am Zentrum der Aufmerksamkeit, und sie ergreift sie, wirft das Haar in den Nacken, gurr und gluckst. Die Verwandtschaft amüsiert sich, verklärte Blicke, Köpfe in Schräghaltung, ja, ja, der Stefan, das war ein guter Kerl. ...wie er leibt und lebt, höre ich jemanden sagen, ein Tollpatsch vor dem Herrn, einen anderen, und Kira, fünf Mal allein das Schlüsselbein, und wer hat ihn wohl. Mein Magen hebt sich ein bisschen.

Max steht der Mund leicht offen, wie gebannt hängt sein Blick an Onkel Paul. Ein dünner Spuckefaden läuft ihm über das Kinn, ich wische ihn mit dem Daumen weg. Zucken.

Der Hund. Das Auto. Jetzt bin ich es, die zusammenzuckt. Onkel Paul gibt alles, er ist auf der Zielgeraden angelangt, den Arm jetzt um seine vor Charme sprühende Assistentin gelegt, Daumen knapp unterhalb des Brustansatzes. Stefan hinterher wie ein Irrer, und im letzten Moment. Aber dann, er hat ihn schon, Gulli, Schnürsenkel, tragisch, aber so und nicht anders, haha. Fällt auf den verdammten Köter drauf, und peng, aus, mausetot! Tränen laufen ihm über die Wangen, dem Paul, unserem Geschichtenerzähler, er schüttelt sich vor Lachen, die Daumen wandern. Den Hund meine ich, den Hund natürlich, brüllt er, und meine Schwester hebt mit stocksteifem Brustkorb und gewinnendem Lächeln formvollendet ihr Glas: Prost Gemeinde!

Ich spüre Mamas Blick und denke an die Tränen, genau wie sie. An seine Tränen, tagelang, nächtelang, in völliger Dunkelheit. An unsere Tränen, weil nichts half, kein Wort, keine Umarmung, kein Versprechen.

Das nenne ich mal einen Leichenschmaus, keucht Onkel Paul unter dem abebbenden Gelächter seiner Zuhörer, erhitzt von der gelungenen Vorstellung, und lockert seine Umarmung gerade genug, Gelegenheit, ergriffen. Kira eilt zu Tonja, die aschfahl im Gesicht ist und soeben anhebt, sich in einen Blumenkübel zu erbrechen. Die Hitze, wisst ihr, knurrt Kira, alles in Ordnung, und zerrt ihre Tochter in Richtung des Badezimmers.

Ich merke es nicht gleich, spüre nur eine leichte Bewegung, das übliche Zucken, ich kriege es kaum noch mit, ist ja normal, mein Sensibelchen. Aber Max hat den Kopf gedreht und starrt mich an, eine steile Falte auf der kleinen Stirn, mit Stefans Augen, diesen schönen verlorenen Augen, verdammte Familienähnlichkeit. Was ist denn, frage ich leise, seine Hand in meiner, was hast du denn, mein Schatz? Leichenschmaus, kommt es aus seinem Mund, ungläubig, entsetzt, endgültig. Leichenschmaus, lauter, alle können ihn hören. Müssen wir ihn jetzt essen? Mir bleibt die Spucke weg.

Das Lachen kommt von tief unten, vom Boden meiner Existenz. Langsam zunächst, steigt es wie kochender Dampf durch meine Eingeweide, hinauf bis zum Hals, immer schneller und schneller, und ich kann nicht anders. Wie ein Strom glühender Lava ergießt sich mein Lachen über den Tisch, über die Menschen, über Onkel Paul, der mich anstarrt, so wie alle mich anstarren, und über meine Schwester, die aus dem Badezimmer gestürzt ist, puren Hass in den Augen, unverhohlen jetzt. Mein Lachen brennt ihnen die Verlogenheit aus den Gesichtern und endlich, endlich ist sichtbar, für alle, was so lange überfällig war an diesem dunkelsten meiner Tage: das blanke, schiere Entsetzen. Ich lache und lache, schütte mich aus, raus, alles raus, die Vergeblichkeit, die Ohnmacht, der Schmerz, der Wahnsinn. Ich lasse es laufen, und Mama hält sich den Bauch und lacht mit mir.

Dorothea Reinecke

Ohne Ort

Jenseits
diese Hörner von Kühen.
Jenseits
Stiere vorm Pflug.
Lehmhäuser schützen nur jenseits.

Diesseits gießen wir Häuser
Erdbebensicher.
Airbags verdunkeln die hellen Nächte

und Stiefkinder pflücken Stiefmütterchen
aus Kästen neben dem Markt.

Man hupt sich an ihnen
in Schritten vorbei.

Bleche tragen uns.
Glas.

Die wahre Geschichte vom bösen Rotkäppchen

Es war einmal ein kleines Mädchen, über dessen wahre Natur in seinem Heimatdorfe viel gegrübelt wurde. Zwar schien es zufällig einige Missgeschicke wie magisch anzuziehen, doch die Häufung derselben war schier unmöglich. Wie sich bald herausstellen sollte, war das Mädchen, das jedermann aufgrund seiner blutroten Kopfbedeckung Rotkäppchen nannte, ein von Grund auf böses, niederträchtiges und listenreiches Kind. Sein hübsches Äußeres und die vordergründige Freundlichkeit hatten die Menschen ihres Umfeldes zwar über einige Zeit über den schlechten Charakter des Mädchens hinwegtäuschen können, doch binnen Kurzem waren ihre Schandtaten allgemein bekannt geworden.

Bald war daher das süße Mädchen mit den blonden Zöpfchen, den leuchtend blauen Augen und dem Grübchen in der rechten Wange, das sich deutlich abbildete, wenn es lächelte, dafür bekannt, dass es jedermann belog, auf dem Markt verschiedenste Dinge stahl und keine freundlichen Regungen in ihrem Herzen verspürten konnte. Niemals wurde sie dabei beobachtet einem armen Weibe etwas zu essen zu reichen oder einem Bettler einen Groschen zu geben. Sie spielte nie mit den anderen Kindern und suchte auch nicht die Gesellschaft älterer Menschen.

Es trug sich also zu, dass Rotkäppchen von der Mutter zur Großmutter geschickt wurde, welche tief im Wald lebte. Das Mädchen sollte dort, weit abseits vom Dorfe, sich bessern, da es der Mutter immer seltener gehorchte und ihr unheimlich wurde. Oftmals kam die Tochter erst spät am Abend nach Hause, verriet nie, wo sie gewesen war oder was sie gemacht hatte. Nicht selten war sie beschmutzt oder hatte Dinge bei sich, die zuvor nicht in ihrem Besitz waren. Einige wenige Male konnte die Mutter, als sie die Wäsche machte, sogar kleinste Blutströpfchen an der Kleidung ihres Kindes entdecken.

„Mein Kind“, sprach die Mutter sorgenvoll, „ich kann nicht länger mit ansehen, wie es um dich steht. Ich möchte, dass du ein guter Mensch ganz so wie früher wirst. Standen wir uns einst so nah, scheinst du mir nun sehr fern. Geh’ zur Großmutter und bessere dich!“

Rotkäppchen aber dachte bei sich, wenn es nicht im Dorfe wohnen sollte, dann dürfe ihre Mutter dies auch nicht. Es packte ihre sieben Sachen und legte, bevor es sich auf den Weg zur Großmutter machte, ein Feuer. Das kleine Haus mitsamt ihrer Mutter verbrannte – doch das Rotkäppchen bekümmerte dies wenig.

Am frühen Morgen, als der Brand noch nicht ganz verloschen war, spazierte es also durch den noch finsternen und stillen Wald. Der Weg zur Großmutter war ihr kein allzu dringliches Anliegen, weshalb das Mädchen mal hier mal dort verweilte. Rotkäppchen war schon einen weiten Weg gewandert, da traf es einen jungen Wolf, der es freundlich grüßte. Das Kind betrachtete den Wolf aufmerksam.

„Warum hast du so starke Fingerchen?“, fragte der Wolf.

„Damit ich besser zupacken kann“, antwortete das Mädchen.

„Warum hast du so einen berechnenden Blick?“

„Damit ich besser meine Taten planen kann.“

Inzwischen etwas furchtsam geworden fragte der Wolf vorsichtig: „Und warum hast du ein so scharfes Messer dabei?“

Darauf antwortete Rotkäppchen: „Damit ich dich besser aufschlitzen kann!“

So fand der arme Wolf ein grausiges Ende – doch das Rotkäppchen bekümmerte dies wenig.

Es lebte sodann bequem in dem im Wald gelegenen Haus der Großmutter und ließ es sich gut ergehen. Keine der ihr aufgetragenen Arbeiten verrichtete das Mädchen zur Zufriedenheit der alten Frau, welche weder ein noch aus wusste. Gelangweilt vom Alltag im Wald kam es ihr sehr gelegen, dass eines Tages ein kranker Wolf an die Türe pochte. Diesen erblickend dachte Rotkäppchen bei sich: „Ei, war das eine Freude den dummen Wolf im Wald zu morden. Auch mit diesem soll es rasch zu Ende gehen!“ Nichts ahnend bat der Wolf um Wasser für seine trockene Kehle und er ward vom Kinde zum Brunnen geführt. Der schwache Wolf tat seinen Rachen vor Durst weit auf, woraufhin das Rotkäppchen die Gelegenheit nutzte und das arme Tier flink mit Steinen füllte. Es genügte ein Stoß und der Wolf fiel in den Brunnen hinab. Er konnte sich, durch das Gewicht der Steine schwer und durch Krankheit schwach, nicht mehr retten. Er ertrank jämmerlich – doch das Rotkäppchen bekümmerte es wenig.

Ein Jägersmann hatte vom Walde her den kläglichen Todeskampf des Wolfes belauscht. Er wollte erfahren, wie es so weit kommen konnte, dass das Geschöpf darinnen umkommen musste. Obwohl er ein Jäger war, liebte er jedes Geschöpf und wollte keines unschuldig zu Tode kommen wissen. So ging er zum Haus der Großmutter.

Auf sein Klopfen hin öffnete Rotkäppchen die Türe und beantwortete seine Fragen mit folgender Geschichte: „Meine Mutter hatte mir ein Körbchen mit Kuchen und Wein gerichtet, das ich hier her bringen sollte. Auf dem Weg durch den Wald wollte ich gerade meiner liebsten Großmutter einen Strauß bunter Blumen pflücken, da traf ich einen Wolf, der fragte, wo diese denn wohne. Als ich nach einiger Zeit einen prächtigen Strauß beisammen hatte, lief ich wieder nach Hause. Kaum angekommen, fand ich meine Großmutter ganz verändert im Bette vor. Ich fragte sie nach den Veränderungen an ihren Ohren, Augen, Händen und dem Maule, als ich erkannte, dass ein großer böser Wolf vor mir lag. Er hatte offensichtlich meine Großmutter gefressen und war davon noch völlig träge, weshalb ich geschwind eine Schere nahm und ihm den Bauch aufschnitt, um meine Großmutter zu retten. Während sie sich erholte, gelang es mir den Wolf zum Brunnen zu locken und ihn hineinzustoßen, auf dass er niemandem mehr ein Leid zufügen möge.“

Die Großmutter hatte die Lügengeschichte mit angehört, aber ihr sollte es gerade recht sein, dass der üble Charakter ihrer Enkelin nicht offenkundig wurde. Zufrieden verließ der Jäger das Rotkäppchen und die Großmutter, woraufhin beide ihr Leben wie gewohnt fortführten.

Der Jägersmann war tief beeindruckt vom Mut des kleinen Mädchens und erzählte allen Menschen sehr anrührend von dessen Taten.

„Tief im Walde, dort lebt ein tapferes und von Herzen gutes Mädchen bei seiner Großmutter. Das Kind mit dem roten Käppchen konnte die alte Frau sogar aus den Fängen eines bösen Wolfes retten. Lasst euch die Geschichte erzählen!“, begann er in der nächsten Wirtsstube aufgeregt zu berichten.

Diesen Menschen ging die Geschichte so zu Herzen, dass auch diese die Geschichte weiter trugen. Und wie es in Nacherzählungen so ist, schlich sich mal hier mal da eine kleine Veränderung ein, bis auch der Jägersmann, seinen Platz darin fand. Bald war er es, der die Großmutter und das Rotkäppchen retten konnte. So entstand das Märchen vom kleinen guten Rotkäppchen und dem großen bösen Wolf.

Katja Kutsch

Wie sie das immer machte

Sie putzte gründlicher noch als sonst. Alle Schlieren auf den Fenstern verschwanden, es blieb eine ebene Oberfläche, und der Schwamm quietschte vergnügt in ihren Händen. Genau wie Onkel Albert, wenn er irgendwann betrunken war, wovon man ausgehen konnte. Er würde glucksen, wie Sprudelwasser im Glas, und sie ein Mädchen nennen, weil es ihm Freude machte, sich allen Verstand wegzusaufen. Sich auf das Wesentliche zu reduzieren. Das lag daran, dass Albert von seinem Vater zu Leistungen aufgefordert wurde, die er niemals erfüllen konnte. Was war denn auch schon ein Postbeamter gegen einen Juristen oder einen Arzt. Nichts, meinte sein Vater und fing an, oder mit dem Besteck zu klappern, wenn Albert von seinem Job erzählen wollte. Daran erinnerte sie sich noch gut. An das Geklapper und daran, wie Alberts Stimme immer leiser und leiser wurde und in der eigenen Unsicherheit ertrank. Als sein Vater starb, entschloss sich seine Frau wie selbstverständlich, den Posten des Mannes, der Albert klein hielt, zu übernehmen.

Sie kramte einen Moment lang, in dem sie gerne an etwas Freundlichem und Positiven festgehalten hätte, in ihrem Gedächtnis, aber sie konnte sich nicht daran erinnern, wann Margret jemals mit einem liebevollen Ton in der Stimme mit ihm gesprochen hätte, obwohl Albert sich solche Mühe gab, den Postbeamten hinter der Fassade des Weltmännischen zu verstecken. Er sprach mit gestelzter Sprache über Politik oder neue Opernaufführungen, aber all seine Bemühungen, irgendwem auf dieser Welt genauso zu genügen, wie seine Welt ihm genügte, verhinderten nicht, dass seine Frau ihn nach einer lauten Explosionen aus wüsten Beschimpfungen, er würde sein Potential verschwenden, schließlich verließ und sein Vater an einem Herzinfarkt verstarb. Beides fand an diesem Esstisch statt.

Sie strich über die Maserungen des weichen Holzes. Die Kerbe am oberen Kopfende entstand, als Albert in stummer Verzweiflung mit der Gabel in den Tisch stach, und vielleicht hatte sich der Tisch nur gewehrt und trug an beiden tragischen Ereignissen die Schuld. Oder er es ereignete sich immer alles in diesem Esszimmer, weil sie die Dinge voraussah. Weil sie daran dachte? So

bedeutsam bist du nicht, sagte sie leise zu sich selbst, und während sie noch überlegte, ob sie Albert nicht mal mit ihrer Freundin Marlene, die zwar etwas schlicht, aber dafür sehr herzlich in ihrer Art war, bekannt machen sollte oder ob es anmaßend wäre, Amor zu spielen, blieben die Hände geschäftig, auf dass sie ihren eigenen Ansprüchen genüge. Auch die waren nicht gerade niedrig angesetzt. Sie räumte das Putzzeug weg und gleich darauf eilte sie mit weichen barfüßigen Schritten über den Teppich, den sie im letzten Jahr im Wohnzimmer verlegen ließen, weil sie so gerne ohne Schuhe herumlief. Sie hatte die Vitrine rasch erreicht und holte sechs Weinkelche heraus. Nun brauchten sie nur noch den Wein, aber auch das war kein Problem. Sie liebte die Herausforderung, und sie liebte diesen Geruch, der ihre Nase erfüllte. Das Treppenhaus roch nach Moos. Grün, dachte sie. Warmes, sattes und fruchtbares Grün, und dann eine andere Farbe, denn die kalten Hälse der Flaschen fühlten sich eisblau an. Sie klemmte sich zwei unter jeden Arm und brachte sie in die Küche. Die Gesellschaft, die sie zum Essen erwarteten, war ja nicht so besonders groß. Es war eine ausgewählte Anzahl an Menschen, die sie an diesem Tag gerne um sich wussten. Albert würde neben ihr Platz nehmen. Das war so abgesprochen, und sie küsste die Lehne seines Stuhls, weil der kleine Teil in ihr, der dem Aberglauben und all dem Hexenirrsinn manchmal doch verfiel, sich eine glücksbringende Wirkung versprach. Den Stuhl, der daneben stand, rückte sie ab und schob ihn bis an die Wand. Sie würden ihn nicht brauchen, und diesem Platz würde sie keinen Kuss zuteilen. Ihre Schwiegermutter hatte nun mal keinen Kuss verdient, obwohl sie ihr niemals einen Vorwurf machte, so wie andere Frauen, die ihren einzigen Sohn hergeben mussten. Das konnte man ihr sicher zugutehalten, aber wegen der anderen Sache hatte sie nun wirklich keinen Kuss verdient, auch wenn ihre traurige Seele und ihr ständiges Ringen nach Aufmerksamkeit, das so viel Kraft kostete, einen schon mit Mitleid erfüllten konnten. Aber nur mit der Art von Mitleid, bei dem etwas Häme mitschwang oder manchmal auch Abscheu.

Mascha, wie Marks Mutter von allen genannt wurde, brach sich vor einigen Jahren beim Skifahren in Ischgl das Bein, ein komplizierter Trümmerbruch, der sie monatelang an den Stuhl fesselte, und ihr alle Aufmerksamkeit, die sich je gewünscht hatte, endlich in den Schoß warf. Sie genoss ihr rollendes Dasein und blieb einfach sitzen, obwohl der Arzt ihr längst bescheinigte, dass sie nun wieder laufen könnte. Sie saß so fest in ihrem Stuhl, wie der Mond am Himmel

festhing, und irgendwann fragte niemand mehr, warum sie eigentlich immer noch saß.

Es sei ihr gegönnt, dachte sie versöhnlich, aber einen Kuss würde sie ihr trotzdem nicht schenken. Genauso wenig, wie sie für Arthur, ihren Mann, die Lippen spitzen müsste. Er hatte sich mit dem Schieben von Maschas Stuhl abgefunden, so wie man sich mit einem Gebiss oder grauen Haaren abfand, und eigentlich hatte er es auch nie hinterfragt. Er war bloß weniger laut und weniger großspurig und versprühte weniger von der Arroganz eines Mannes, der sich alles erlauben konnte. Sein Körper machte gleichsam mit. Seine Zehen in den Schuhen wurden mit ihm gepresst, und selbst die sportlichen Sneakers klangen irgendwann nach Hohlräumen, von seinem restlichen Körper ganz zu schweigen. Sie war sich sicher, er wäre geschrumpft, weil das „Autsch“ fehlte, wenn er unter ihrer Lampe im Flur herging. Sie war sich sicher, er ging längst fremd. Das konnte sie riechen. Auch er brauchte ihren Kuss daher sicher nicht, dafür bekam sein Sohn Mark gleich zwei. Vor einer halben Stunde etwa hatte sie seinen Wagen über die Auffahrt rollen gehört. Er würde Mascha und Arthur abholen, weil die beiden gerne die ersten waren, sie zumindest, und er sicher etwas trinken wollte. Oder musste. Vielleicht würden die beiden bei ihnen übernachten, aber das nahm sie gerne in Kauf. Für ihn nahm sie alle seine Familienmitglieder in ihrem Haus auf. Immer noch die alten Liebe, was für ein Glück es war, dass sie nicht enden wollte. Sie strich ein letztes Mal über die Decke und war zufrieden. Es war Marks Geburtstag, und es waren eben diese Rituale und die kaum sichtbaren Geschenke, die eine Ehe am Leben hielten. Sie waren ihr wichtig und deshalb trug sie noch ihren Lippenstift auf, der nach Himbeeren schmeckte und den Marita ihr schenkte, als es mal wieder soweit war. Bei dem Gedanken an ihre kleine Schwester, musste sie lächeln. Beim Gedanken an Marita, die immer eine Tasche voll Zeugs mit sich herumschleppte, weil sie auf eventuelle Entführungen durch Außerirdische vorbereitet sein wollte. Marita, die sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser hielt, weil sie glaubte, dass sich eine Festanstellung nicht lohnen würde. Marita, deren Haare nach Zitronen rochen. Marita, die schon an der Tür klopfte, als sie gerade ihr Kleid übergezogen hatte. Am Klopfen war zu hören, wie sehr es sie freute, noch vor Mascha da zu sein. Alles an ihr war heute fröhlich. Ihre Tasche klimperte und schepperte, als sie durch die Tür trat. Kleingeld, eine Flasche Wasser, ihre Schminke und dann rieb rauer Stoff gegeneinander. Handtücher hatte sie also auch dabei. „Wie schön!“ rief Marita und streckte ihre knöchigen

Arme nach ihr aus. Wie schön bedeutete, dass sie sich freute, hier zu sein. Vielleicht wäre es ja doch das letzte Mal. Eigentlich bewundernswert, Marita lebte jeden Tag, als wäre es ihr letzter. Auch schön, dich zu sehen“, gab Mark, der gerade hinter ihr über den Weg gelaufen kam, zurück, weil er Angefangenes nicht einfach stehen lassen konnte. Er musste allen dahin gestellten Ausdrücken eine Erklärung anfügen. Er war Realist. Er war Ingenieur. Er war jemand, der lieber „Aktenzeichen XY“ sah, als „Tatort“, wenn ihm nach Krimi zumute war, und er war derjenige von ihnen beiden, der es schaffte, einen Schmorbraten genau auf den Punkt hinzubekommen. Er war eben Mark. Er brauchte keinen Rollstuhl, um Zuneigung zu gewinnen, und er brauchte keine gepackte Tasche, um sich lebendig zu fühlen. Er war bloß verrückt genug gewesen, um sie zu heiraten. Sie, die hier stand, in ihrem Spitzenkleid und sich von allen über den Kopf tätscheln ließ.

„Wie du das immer machst“, rief Albert dann auch, als er eintraf, und klopfte ihr sanft auf die Schulter.

Wie sie das immer machte, das sagten sie so. Manchmal, wenn sie mutig waren, dann schoben sie noch ein „in deinem Zustand“ nach, den Zustand selbst aber nannten sie nie beim Namen. Sie mieden es, wie einen schlimmen Gestank, darüber zu sprechen, und ihre Körper spannten wie Draht, wenn sie selbst darauf herumritt. Sie genoss diese Momente. Das war eben ihre kleine Schwäche.

„Das ist doch kein Problem. Ich sehe mehr, als ihr denkt“, sagte sie und wusste, sie käme nicht umhin, später noch einmal davon anzufangen. Später, wenn Albert genug getrunken hatte, um laut zu verzweifeln, und Mark mutig genug war, um ihr zu sagen, dass sie es doch lassen sollte. Warum denn immer alle in Verlegenheit bringen. Warum denn nicht, würde sie sagen. Wenn man blind war, durfte man seine Sicht der Dinge erst recht herausstellen. Man durfte einem Ehemann sagen, dass er nicht fremdgehen sollte, man durfte einer Frau sagen, dass sie aufstehen und laufen sollte und einer Schwester, dass es keine Außerirdischen gab. Man durfte vielleicht nicht alle Ansichten und Meinungen, kundtun aber einen Teil zumindest.

Klaus Knoll

Vom Opfer zum Überlebenden

Brief an den Täter

18.3.

Sicher denken Sie nicht so oft an mich. Ich denke derzeit fast jeden Tag an Sie. Sie müssten jetzt an die siebzig sein. Hat das überhaupt noch Sinn, dass ich Ihnen schreibe? Was möchte ich Ihnen sagen? Dass sie in mir und in meinem Leben, wie es sich anschließend entfaltet hat, die allergrößten Verwüstungen angerichtet haben? Dass ich jetzt nach vierzig Jahren Bewässerung und gärtnerischer Bemühung trotzdem auf ein halbes Gemüsebeet schauen kann? Warum gerade jetzt, fragen Sie. Ich weiß das auch nicht. "Wann, wenn nicht jetzt?", war einer jener Sätze, die mich bei Christa Wolf so seltsam anrührten. Auch dann noch, als ich das amerikanische *when if not now* ihres Vorbilds dazugelernt hatte. Das Umgraben in der Vergangenheit, der Versuch, die Schleier abzuziehen. Das hat mich schon damals sehr aufgewühlt. Obwohl ich noch von nichts was wusste. Wann also, wenn nicht jetzt? Wenn Sie tot sind? Ja, das wär Ihnen sicher lieber. Vielleicht schreib ich gerade deshalb genau jetzt, weil Pater H. vor kurzem gestorben ist, mein damaliger Lebensretter. Ich mein das gar nicht metaphorisch, der hat mir wirklich das Leben gerettet – und gleichzeitig Sie voll gedeckt dabei. Da hat es mir dann doch einen Stich gegeben. Dass ich ihm das jetzt nicht mehr werde sagen können. Nie niemals nicht. Dann war da noch "Der Vorleser", gestern, *The Reader*, ein Hollywood-Schinken, dass es höher nimmer geht, aber Ralph Fiennes, da waren meine Frau und ich uns einig, hat ein Lächeln wie Norbert, ein Lächeln, das nie spontan und von selbst kommt wie der Sonnenaufgang, sondern eins, das immer bewusst von irgendwo unten hervorgeholt wird, geschoben, geschubst, vom markanten Gesicht ganz abgesehen, ganz wie der Norbert, dem auch Furchtbares passiert ist. *Unspeakable* ist eine Vokabel, die jetzt öfter auftaucht bei uns. Wir wissen, dass der Norbert auch ein Opfer ist, obwohl keiner von uns beiden jemals auch nur ein Wort mit ihm darüber gesprochen hat. Er selbst macht nicht einmal die vagsten Andeutungen. Innviertel, gleich nach dem Krieg geboren, mehr braucht man da ja auch nicht zu wissen. Weil mit dem nächsten

Satz ist es dann schon eine so persönliche Angelegenheit, dass man versinken möchte und nix wie weg, woanders sein. bBloß nicht diese Peinlichkeiten. Es steht ja in jedem Leben soviel herum, warum muss der ausgerechnet mich da mit reinziehen?

20.3.

Herr Magister - Sie verstehen vermutlich, dass ich mir einen sehr geehrten oder gar lieben Herrn nicht abringen kann Ihnen gegenüber. Sie erwarten das wahrscheinlich auch nicht, sind vielleicht bloß froh wenn ihnen keiner von den Zöglingen an die Gurgel geht. Da gäb's ja mehr als einen und mehr Gründe auch. Wozu das alles? Schuldeinsicht? Da kannst lang warten. Beim Geschworenengericht vielleicht, wenn eine Strafminderung in Aussicht gestellt ist, aber sonst natürlich alles abstreiten und die Autorität heraushängen lassen, wie der Hanswurst von der Wirtschaftsuni beim Hearing, das arme vergewaltigte Schwein. Das ja das seltsamste: Wenn einmal der Groschen gefallen ist. Der Groschen fällt, und von Stund an hat der Betroffene einen sechsten Sinn für wer Opfer ist und wer nicht. Den hätt ich schon früher brauchen können, den sechsten. Da hätt ich mir manches erspart. Aber darum geht's hier nicht. Es geht nicht darum, wie oft oder wie böse ich später noch und wieder Opfer geworden bin. Es geht darum, dass ich aufgehört habe Opfer zu sein.

Bei Ihnen hat's nichts zum Aufhören gegeben. Man konnte nicht einmal weglaufen oder eine Scheidung einreichen. Sie hatten ja alle Karten in der Hand. Das uneingeschränkte Vertrauen der Elternschaft, des Herrn Direktors sowieso und der Mitbrüder auch. Sind Sie eigentlich versetzt worden, als der neue Generalpräfekt kam? Oder sind Sie mir tatsächlich so aus den Augen aus dem Sinn gewesen, dass ich Sie nicht mehr bemerkt hab in ihrem Erzieherzimmer, dass ich mich auf einem andern Planeten gesehen hab, sicher vor Ihnen. Sicher? Sicher nicht und sicher auch, dass ich nicht einmal mehr die Gefahr benennen konnte im Jahr darauf, als ich so zerüttet war und fahrig im Studium, dass ich keinen ganzen Satz mehr aufnehmen konnte, die Worte tanzten im Hirn herum, nicht die Buchstaben oder was, nur die Worte machten diesen Ringelreien und am Ende kam immer nix heraus, als was ich eh schon wusste, dass ich nicht ganz richtig bin im Kopf. Das blieb so und ich hab mich folgerichtig schnurstracks vom Internat auf die Couch begeben zur Analyse.

Und da hatten sie ja noch einmal völlig recht, dass da nichts rauskommen würde bei der Analyse, nicht einmal beim Wilhelm-Reich-geschulten Bioenergetiker. Beim Ex-Theologen sowieso nicht. Später dann hat das allerdings eine unverhergesehene und unvorhersehbare Wendung genommen. Das wollte ich ihnen halt schon noch mitteilen, dass diese Rechnung nicht aufgegangen ist, dass jeder von ihnen vergewaltigte Zögling selber wieder zum Seelenmörder wird und so die Schuld ewig weiter gereicht wird, bis man wieder einmal nichts mehr machen kann, weil sich Ursache und Wirkung endlos fortpflanzen. Was ist es denn, was diesen Gang der Ereignisse herbeigeführt hat? Meine jetzige Frau ist wesentlich beteiligt, soviel ist klar. Mein bisschen Mut und die Reste von Leben, das ich mir über die Jahre gerettet hab, irgendwie gerettet und meistens verzögert und deshalb kommt alles so spät in meinem Leben. Second level change spielt auch eine Rolle. Daüber müssten wir noch reden. Morgen dann, weil ich ermüde halt schon noch recht schnell bei diesem Thema.

21.3.

Warum ich ihnen schreibe? Mich zu behaupten gegen den Anschlag auf mich, mein Leben, meine Seele. Ich will, dass Sie wissen, dass ich überlebt habe, wirklich überlebt. Dass ich nicht als der nächste Fritzl durchs Land renn und meinen Wohnzimmerboden aufstemm, mir einen Keller zu graben fürs nächste Opfer. Obwohl ich vemruthlich mehr Verständnis hab für ihn als die meisten. Dass ich es verweigert habe, zielstrebig über Jahrzehnte eine Machtposition auszubauen, um es der Welt heimzuzahlen. Dass ich nach vierzig Jahren Mediation, Vermittlung und internationaler Verständigung ein halbwegs umfassendes Verständnis davon hab, dass Heimzahlen nichts hilft. Und wie sehr es ihnen noch recht geben würde. Sozusagen übers Grab hinaus.

Dass ich überlebt habe, sagt meine Frau, verdanke ich zuallererst und wesentlich der Liebe meiner Mutter. Der starken, klaren, geraden Liebe meiner Mutter. Auch wenn ich an ihr verzweifelt bin, als sie mir nicht glauben wollte. "Das bild'st dir ein!" Bis ich die Einbildung selber geglaubt hab. Dabei ist es dem Opfer schon schon aus neurobiologischen Gründen meist unmöglich, die traumatisierenden Vorgänge klar und detailliert zu erinnern. Traumaforschung war aber in den Sechzigern noch recht am Anfang, besonders im nazischuldbehafteten Österreich, wo das kollektive Auf- und Durcharbeiten traumatisierender Vorgänge halt keine große Geschichte hat,

was auch unsere heimliche Bundeshymne sehr schön zum Ausdruck bringt: "Glücklich ist, wer vergisst..."

Das Überleben hatte freilich seinen Preis. Vierzig Jahre heimatlos, je ferner je lieber. Schon mit zwanzig wusste ich, dass ich mich in autoritären Systemen nicht aufhalten kann. Dass der Druck so groß wird, dass ich platze. Ich wusste das ganz sicher, auf eine komische Art, so wie man weiss, dass man Hämorrhoiden hat oder ein Magengeschwür. Man weiss das durch beharrliches Wegschauen. So wie ich wusste, was Sie mir angetan haben. An-ge-tan, die Vokabel, die einen noch am meisten vom Täter distanziert. Aber das ist natürlich kompletter Unsinn. Ich hab ja den Täter in mir und (auch wenn's mich reckt vor Grausen) physisch in mir gehabt. Was hilft's, dass ich ein Kind war, es macht das Einrennen der Ich-Grenzen höchstens noch endgültiger, erklärt die vierzig Jahre Arbeit, die ich damit hatte, aber das können Sie in der wissenschaftlichen Literatur eh nachlesen.

22.3.

Jetzt hab ich doch, gegen alle ehelichen, therapeutischen und sonstigen Ratschläge, ihre Telefonnummer gewählt. Es hätt mir gleich klar sein können. Der Akzent. Die Schwierigkeiten mit der Wortstellung. Unverkennbar. Aber drei Mal musste ich mir den Text auf dem Anrufbeantworter anhören, bis ich glauben konnte, dass das wirklich Sie sind. Mein Gott, was für ein Würstl! Diese dünne, ängstliche Stimme, das Zögern in jedem Wort, von den Rundlaufschwierigkeiten Ihres Uralkassettenrekorders noch ins Jenseitige gesteigert. Speaking of which: Was gedenken Sie eigentlich ihrem Herrn Schöpfer zu sagen am Tag des Jüngsten? Zittern? Wehklagen? Ich hab halt nicht anders gekonnt, die Versuchung und so? Wo wir doch beide wissen, und der Herr Schöpfer sicherlich auch, dass es beim sexuellen Missbrauch überhaupt nicht um Sexualität geht, bloss um Aggression. Befriedigung niedriger Triebe sagt der Gesetzgeber. Elias Canetti versteht das noch besser als Gericht und Gesetz: Töten um zu Überleben. Erst wenn er seinen Fuß auf die Brust des vor ihm Liegenden setzt, weiss der Herrscher, dass er wirklich lebt, weil jeder aufrecht Stehende eine Bedrohung seines Überlebens ist. Was heißen würde, dass ich jetzt ihre Bedrohung bin. Die lebendige, frei herumspazierende Bedrohung des Systems Schuld, Sühne und Vergebung oder was sich sonst an Schwachsinn zusammengebraut hat in den vielen Jesuitengehirnen, die aus der selbstverschuldeten, tausendjährigen Nacht nicht herausfinden. Und wenn man

erst ein mal angefangen hat mit dem Umbringen, da gibt's natürlich kein Aufhören, weil die Angst, die Angst ist ein Hund.

25.3.

Jetzt weiss ich, was ich wissen möchte von Ihnen. Ganz einfach: Was haben Sie sich dabei gedacht? Er wird es vergessen? Es wird ihm nix ausmachen? Es iss mir wurscht, wenn es ihn umbringt? Ich will ihn kaputt sehen? Wieviel und welche Art Lüge, Vorwand, Verblendung braucht es, bis ein halbwegs erwachsener Mensch so etwas tut? Bei den Nazis wars klar: die Juden waren keine Menschen, der Rassenfeind, da kann man dreinhauen, wegnehmen, umbringeen, in dieser Reihenfolge. Die hatten das auch ganz klar drauf, das Instrumentarium der Eskalation, ein bisserl Einschränken zuerst und Enteignen, mit dem Umbringen aber warten, bis zumindest das Einsperren allgemein akzeptierter Brauch ist. Das war ja auch bei Ihnen so, Hosentaschen zuerst, Zuckerlkontrolle, dann Schwanzbegrapschen unter der Dusche, nächtliche Gebetsstunden mit Masturbation, nur die Vergewaltigung kam nicht zum Schluss, die war krönender Beginn, mehr wie zwischen Raubtier und Paarhufer. Dafür wären die Naturgeschichtestunden brauchbar gewesen, über Beutemachen zu reden und Todesschock und die neurologischen Implikationen beim Beutetier und wie die Gazelle das abschüttelt, wenn sie zufällig überlebt. Ihr Beutetier ist aber ein Kind, zehn Jahre alt. Das vergisst man leicht unter Erwachsenen, bei älteren wie uns beiden noch leichter. Das ist - im Moment - das Einzige, was ich wirklich wissen will von Ihnen, ob sie meine Beschädigung beabsichtigt oder bloß "billigend in Kauf genommen" haben. Aber es kommt ja schon wieder nicht mehr drauf an, was sie de facto dazu sagen, weil in Sie hineinschauen kann ich nicht und können Sie selber vermutlich grad so wenig. Wie sollte das auch gehen nach fünfzig Jahren Ordensleben in der Jugendseelsorge? Es muss ja in ihrem Kopf, in ihrer Seele ziemlich wild ausschauen. Wieso hat niemand mit dem Fritzl Mitleid? Was für ein armes Schwein, kann sich denn überhaupt irgendwer vorstellen, wie's in dem zugeht? Zugging? Wieso interessiert das keinen? Wieso interessiert das immer nur mich? Weil bei der Vergewaltigung das Täter-Ich in das Opfer-Ich hinüberschwappt wie meine selbsternannte Traumatherapeutin gesagt hat?

26.3.

Das Empörendste ist, dass sie so ein Würschtl sind. Man möchte wenigstens von einem Riesen vergewaltigt worden sein, einem übermächtigen,

übermännlichen Überwältiger. Was tut man mit so einer Trauerfigur wie der ihrigen? In ihrer Stimme höre ich noch vierzig Jahre später, wie hoffnungslos, absolut aussichtslos es Ihnen erschienen sein muss, auf dem Freien Markt eine Sexualpartnerin zu finden, in dem ausländerfeindlichen Grätzl namens Österreich praktisch unmöglich für einen Kategorie-D-Ausländer wie Sie.

Gestern wollt ich Sie noch fragen, was sie sich dabei gedacht haben, wollte meinen Fragefinger in ihren Antwortkörper bohren. Ich fühlte mich überlegen, fantasierte Telefonterror. Aber darum geht's ja nicht. Es geht darum, dass ich davon weg komme, weg von Ihnen und vom Geschehenen, da ist Honolulu grad weit genug. Hilft aber alles nicht.

Es hat auch nicht geholfen, dass ich den Leuten nicht in die Augen schauen konnte, die ganze Zeit. Sagt sich so leicht, schließt aber drei Ehefrauen mit ein, nur schnell beispielhalber. Wie lebt, liebt, werkt man vierzig Jahre ohne Augenkontakt? Was hätt ich mir alles ersparen können, welche Wahrheiten sind mir entgangen? Vor zwei Jahren hab ich noch innerlich gelacht darüber, wie die Leute von SNAP darauf bestanden, survivor zu sein, nicht victim. Da war ich halt noch nicht so weit.

Morgen meld ich mich an, zum weekend of recovery, dass Sie's nur wissen. Und einen Scheißdreck werd ich die Klasnic um Geld angehen oder sonst eine dieser Kommissionen, die jetzt überall wie Schwammerl aus dem Boden schießen. Ich zahl mir das selber. Das wär ja noch schöner, wenn sich einer von denen meine Heilung an die ruhmbeleckerten Fahnen heften könnte.



Micaela Daschek

Zobel

Vom Turm der Peter-Pauls-Kathedrale hallte das Glockenspiel über die Nawa. Mitternacht.

Jelena hob den Kopf und versuchte zu blinzeln, aber die Lider hingen ihr wie Blei über den Augäpfeln. »Bleib wach«, sagte sie sich, »bleib wach!«

Auf dem Flur näherten sich Schritte.

Schnelle, harte Schritte. Furcht einflößende Schritte. Dann ein metallisches Geräusch an der Tür. Es hörte sich an wie das Kratzen eines Schlüssels. Kein Zweifel, da machte sich jemand zu schaffen.

Oh Gott ..., das war er!

»Nur mit mir«, hatte Mitja Zurjagin vor langer Zeit gewispert, sie geküsst und ihr einen stattlichen Zobel umgehängt. Von da an war sie sein Mädchen. Viele Monate lang. Ein ganzes Jahr, dann zwei. Aber alle waren seine Mädchen: Marina, Larissa, Aljonna ..., und wenn sie flohen, holte er sie zurück. Immer.

Nun war sie dran!

Jelena wischte sich fahrig über die Lippen.

In der kleinen Mulde oberhalb der Schwingen hatten sich Schweißperlen gebildet. Die feinen Tröpfchen verstärkten den Geschmack von Blut und Erbrochenem. Und von Angst. Nackter, unbändiger Angst!

Als der Riegel zurückkrachte, geriet ihr Körper gänzlich außer Kontrolle. Hände, Füße, Zähne - alles kam ins Schlottern, doch sie wagte nicht zu schreien. Die Tür sprang auf und der Winter schleppte sich eiskalt durch die winzige Kammer. Es roch nach frischem Schnee - rein und feucht mit einer Spur geschlagenen Holzes.

Dann Schuhe, die auf der Schwelle knarzten.

»Nein, kein Licht!«, nuschelte er.

Das war nicht Zurjagin, es war ihr Vermieter; Jelena erkannte Gregory Wassiljewitsch an seinem schnellen, bäuerlichen Russisch.

»Wohin?«, keuchte eine Frau mit älthlicher Stimme, die offenbar die Treppe viel zu schnell heraufgeilt war.

»Geradeaus, Mütterchen - immer geradeaus. Es sind nur ein paar Schritte. Bitte, haken Sie sich ein!«

»Danke, Gregory Wassiljewitsch. Vielen Dank.«

»So ist's gut, Mütterchen. Sehen Sie, da sind wir schon. Sie liegt auf dem Bett. Geben Sie mir Ihre Hand! Dort ist der Kopf. Nein, nicht hier - noch weiter, da!«

Jelena hatte den knarrenden Gang des Vermieters und das »Klopp, Klopp« ängstlich schlürfender Trippelschritte in Filzstiefeln verfolgt.

Plötzlich griffen abgehärmte Fingerchen nach ihrem Hals.

Die Hände waren kalt und feucht; das *Mütterchen* musste direkt von draußen aus dem Schneegeköber gekommen sein.

»Ach herrje, so ein Elend, so ein Elend!«, murmelte die Alte gebetsmühlenartig.

»Sie fiebert, Gregory Wassiljewitsch!«

»Ja, sie hat gestern schon schlecht ausgesehen; ganz bleich war sie. Können Sie was tun, Mütterchen?«, krächzte Gregory Wassiljewitsch, dass es sich anhörte, als hätte er einen ganzen Satz Sägeblätter verschluckt.

»Söhnchen, ich bin nur ein altes Weib, das Kräuter mischt und betet. Und auch dann ...«

»Dann, was?«

»Ein Arzt muss her, Söhnchen! Hier nehmen Sie!«

Gregory Wassiljewitsch griff nach dem Kühlwickel und legte ihn der jungen Frau im Bett auf die Stirn.

»Kein Arzt«, bettelte Jelena und krallte sich in seine Wattejacke, »bitte!«

Vor Schreck wich Gregory Wassiljewitsch zurück. »Sie phantasiert, Mütterchen!«

»Natürlich, was dachten Sie, Gregory Wassiljewitsch? Sie fiebert, das ist normal in ihrem Zustand. Besser, wir lassen sie schlafen! Morgen ist auch noch ein Tag ..., kommen Sie, Gregory Wassiljewitsch, kommen Sie!«

»Vielleicht hat sie irgendwas genommen, Speed oder Ecstasy oder so was?«

»Ja vielleicht, Söhnchen, vielleicht. Heutzutage weiß man nie. Kommen Sie!«

Die Tür klappte, und Jelena lag allein im Dunkeln.

»Drogen?«, dachte sie und verzog das Gesicht. Nein, sie hatte noch nie Drogen genommen. Champagner ja, das brachte das Geschäft mit sich, aber nichts anderes. Auch keine Zigaretten. Nichts davon.

Der Lappen stank nach Essig. Sie schob den grobgewebten Stoff etwas höher, setzte sich auf und rieb sich den Rücken. Unterhalb der Nierengegend spürte sie ein quälendes Stechen. Die Frucht in ihrem Leib löste sich, wie geplant, dass sie sich dabei so elend fühlen würde, hatte Jelena nicht gehant.

Bereits in jener Nacht, als sie durch die Stadt geirrt war, um bei Gregory Wassiljewitsch das letzte, freie Zimmer anzumieten, hatte sie es getan. Weit weg von Mitja und seinen Leuten griff sie nach der Stricknadel. Es war die einzige Lösung, sie musste die Fruchtblase sprengen.

Der Schmerz war ungeheuer.

Drei Tage war das her. Oder länger?

Obwohl sie keinen Ausweis bei sich trug, gab ihr Gregory Wassiljewitsch die sparsam möblierte Kammer unterm Dach; die Adresse war von Marina.

Vielleicht hatte sie ja dem asketischen Mann mit dem kantigem Bauernschädel leidgetan - so halb verfroren, in dem blöden Zobel über dem kurzen Kleid und den Stiefelletten. Ohne Koffer, nur mit einem Täschchen in der Hand.

»Freier sind hier aber nicht erlaubt!«, meinte er und überreichte ihr spitzbübisch drohend den Schlüssel.

Sie hatte genickt und ihm nichts erzählt, nicht von Zurjagin, nicht von ihrer Qual als Animierdame in der *Golden Dolls Bar* auf dem Newskij-Prospekt. Wozu auch?

Er hielt sie für das, was sie nie sein wollte. Aber mit einem Kind ..., wovon hätte sie es nähren sollen, wovon kleiden? Sie wusste ja nicht einmal, wer der Vater war.

Jelena kämpfte sich mühsam aus dem Halbschlaf.

Diesmal hatte er Licht gemacht.

Gregory Wassiljewitsch trat zum Fenster, stellte das Tablett mit dem dampfenden Teekessel und ein paar Brocken Weißbrot auf den Tisch davor und zerrte den großgeblühten Vorhang beiseite.

Jetzt kam er herüber und beugte sich über sie.

Jelena sah ihn durch die schmale Lidspalte.

Frisch rasiert trug er das rötliche Haupthaar raschelkurz. Seine graugrünen Augen hatten lustige, orangerote Flecken, und die strahlenförmigen Fältchen ringsherum sahen aus wie kleine Rinnsale.

»Guten Morgen, Gregory Wassiljewitsch«, hauchte sie.

Er schien überrascht, sie wach vorzufinden; seine fuchsroten Brauen, die sich eng über der Nasenwurzel zusammenzogen, funkelten wie ein Kaminfeuer:

»Oh, hallo! Wie geht es Ihnen?«

Jelena spürte seinen ungewöhnlich reinen Atem.

Da war kein Knoblauchgeruch, keine Wodkafahne, nicht einmal Zigarettendunst. Wirklich ungewöhnlich für einen Russen!

»Sie müssen essen, Kätzchen!«, sprach er mit sonorer Stimme und berührte beinahe zärtlich ihre Haare.

»Essen?« Jelena schluckte, ihre Blase drückte unmenschlich. »Ähm ..., haben sie einen Nachttopf, Gregory Wassiljewitsch?«

»Einen Topf ...?« Er kratzte sich den Kopf und dachte nach. „Moment - nicht weglaufen, ich bin gleich zurück!«

Jelena lächelte: Wohin hätte sie schon gehen sollen?

Als der Vermieter wenig später mit einem Pott aus Vorkriegszeiten im Türrahmen erschien, gefror ihr Lächeln; sie fühlte sich zu schwach, um allein aufzustehen.

Gregory Wassiljewitsch begriff.

Er stellte den Nachttopf auf den Stuhl neben sie, ging zur Tür und schloss den Riegel von innen. Dann machte er kehrt und schlug die Wolldecke über ihren Beinen zurück. Blut, überall Blut. »Mein Gott, Jelena! Was haben Sie getan?«, brüllte er entsetzt.

Jelena schwieg.

Kurzerhand schob Gregory Wassiljewitsch ihr das Nachthemd bis zum Bauchnabel, nahm sie aus dem Bett und setzte sie auf den Topf, dessen Emaille-mantel so großflächig abgeplatzt war, dass mehr Blau als Weiß zu sehen war.

Jelena fror und schwitzte gleichzeitig, doch sie fühlte ein wenig Geborgenheit, denn Gregory Wassiljewitsch hielt sie fest, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nicht festgehalten worden war.

Das Taxi hielt in der Uliza Komsomola.

Gregory Wassiljewitsch zahlte und zog Jelena vorsichtig aus dem Auto. »Schnell Kätzchen!«, mahnte er und griff nach ihrer Hand.

Arm in Arm gelangten sie zu dem schäbigen *Geburtsbaus*, das schon deutlich bessere Tage gesehen hatte. Der Name täuschte, hier wurde schon lange nicht mehr nicht geboren, eher das Gegenteil. Doch die Behandlung war kostenlos. Eigentlich!

Gregory Wassiljewitsch diskutierte lautstark mit der Pförtnerin, die sich Hände fuchtelnd wehrte. Schließlich zückte er seine Brieftasche.

Endlich konnten sie passieren.

»Viel Glück!«, sagte er, küsste Jelena flüchtig auf die Wange, schob sie fürsorglich, aber bestimmt in den Warteraum und ging.

Kurz nach sieben Uhr morgens hockte hier eine Unmenge von Frauen auf den

wenigen Bänken und Stühlen, oder sie standen im Raum verstreut.

Niemand sprach, alle schienen mit sich selbst beschäftigt.

»... , neunundfünfzig, sechzig«, zählte Jelena die Patientinnen.

Sechzig Frauen und Mädchen saßen eng zusammengepfercht. Die Mehrheit von ihnen war dreißig oder älter, einige hatten aber das achtzehnte Lebensjahr noch gar nicht erreicht.

»Wer ist die Letzte?«, wollte eine stark geschminkte, etwas untersetzte Blondine im Wollkleid wissen, die eben eintrat.

Jelena nickte der Dame zu.

Ihr Blick aber blieb auf der gelblich lackierten Wand gegenüber haften, wo einige Elektrokabel ungeschützt an den Heizungsrohren vorbeiliefen; der braune Linoleumboden davor wellte sich in großen Mustern.

Auf der Fensterbank stand ein vertrockneter Blumentopf.

»Armes Russland«, stöhnte plötzlich die Blondine im Wollkleid auf, als eine mürrische Ärztin mit einem sehr imposanten, weißen Papierhut und feinriemigen Sandaletten über dicken, grauen Filzsocken auf das Vorzeigen eines Ausweises beharrte, der sie als Einwohnerin Sankt Petersburgs auswies.

»Da kann ja jede kommen«, murrte die Staatsdienerin in Weiß, »sogar aus Kasachstan. Wobei ... , die erkennt man wenigstens.«

»Aber ich bezahle doch!«, wehrte sich die Blondine lautstark.

Die Ärztin ließ sich nicht beirren: »Bezahlen tun Sie so oder so, junge Frau, hier gibt's nüscht umsonst«, keifte sie und wandte sich der nächsten Patientin zu.

Die Blondine gab auf und kramte voller Hektik in ihrer Handtasche.

Jelena hatte die Auseinandersetzung mit pochendem Herzen verfolgt. Sie besaß keinen Pass, auch keinen irgendwie anders gearteten Ausweis, nur einen Fünftausendrubelschein von Gregory Wassiljewitsch für die Narkose.

Zurjagin hatte alles, was sie besaß, bis auf den Zobel. Doch, wenn alles gut ging, bekam den gleich die Frau in der Registration zur Aufbewahrung.

Es ging gut. Die Ärztin musterte sie von oben bis unten, notierte sich etwas auf einem Papierschnipsel, steckte das Geld ohne mit der Wimper zu zucken in den Kittel und schickte Jelena dann mit einem seitlichen Kopfnicken zur Anmeldung.

»Geduscht, ohne Schminke, Nägel kurz?«, fragte dort eine Schwester.

»Ausziehen!«, forderte eine Zweite im schrofferen Ton und drückte Jelena einen muffigen Leinensack mit Blechmarke für ihre Kleidung in die Hand.

Im Tausch dafür bekam sie einen dünnen Hausmantel, Netzhöschen und

Schlappen.

Jetzt hatte sie nichts mehr, was ihr gehörte.

Als registrierte Patientin: Jelena Worobjowa schlich sie einen endlos langen Flur entlang. Vorbei an Mädchen und Frauen jeden Alters, die auf weiß gestrichenen Holzbänken zwischen Unrat, Lappen und flink umherrennenden Kakerlaken saßen, schlurfte sie zur Toilette, wo sich der Fäkaliengestank sofort in ihre Kehle brannte. Sie würgte und würgte und ergoss sich über der Kloschüssel. Dabei fühlte sie sich so klein und schwach, wie es ihr Nachname verhiess:

Wie Worobjow - der Spatz.

Der Schlafsaal hatte zwölf Pritschen, ein grob verschmutztes Waschbecken, kein Bad, keine Dusche. Blut verschmierte Einlagen quollen aus unhygienischen Metalleimern ohne Deckel.

Irgendwo plärrte Musik aus einem uralten *Priomnik*.

»Lebedjewa, Kuruzina, Andreijewna!«, rief eine Schwester; die Ersten waren an der Reihe.

Am Abend schluckte Jelena zwei Tabletten und hievte sich auf den archaisch anmutenden Untersuchungsstuhl. Arme und Beine wurden ihr festgebunden.

Die Zeit kroch dahin.

Endlich beugte sich eine Frau mit grauen Glasperlenaugen unter dicken Brillengläsern und einem Mundschutz vor dem Gesicht über sie.

Das Fenster blieb offen; draußen waren fünf Grad unter null.

»Gitter«, dachte Jelena, als sie zu sich kam.

Mit dem Gesicht zum Fenster gedreht, lag sie auf der Seite, hielt sich den Eisbeutel vor den Unterleib und kämpfte mit starkem Schüttelfrost.

»Die Fehlgeburt war septisch«, hatte die Ärztin säuerlich gemeint, »... und viel zu spät natürlich! Da haben sie noch lange was von, ob sie jemals Kinder hab...«

Jemand berührte Jelena an der Schulter - die Bettnachbarin deutete ihr, sich umzudrehen. »Besuch!«

Gregory Wassiljewitsch steuerte auf die beiden zu, und Jelena spürte, wie ihr Blick verschwamm; er hatte ihr Nelken mitgebracht.

»Ich...«

»Sch, sch«, Gregory Wassiljewitsch streichelte ihr über das Haar. »alles wird gut«, beruhigte er sie.

Als die Tränen getrocknet waren, zog er ein Handy aus seiner Jackentasche und legte es auf die Bettdecke. »... ruf ihn an!«, druckte er. »Mitja schenkt dir das Ding - ist ganz neu auf dem Markt.«

Jelena starrte ihn an; meinte er wirklich Zurjagin?

Sie sah es in seinen Augen.

»Warum, Gregory Wassiljewitsch, warum?«, rief sie und trommelte mit ihren Fäusten auf ihn ein.

Er hielt ihre Hände über seiner Brust fest. »Warum, warum?«

Sein Blick wanderte zwischen ihr und den Gittern am Fenster hin und her. »Das ist mein Job, Kindchen! Friss oder stirb, das sind eben die Regeln. Wir alle sind doch käuflich. Du überlässt den Herrschaften deinen schönen Körper, und ich, ... ich bringe Zurjagin die entlaufenen Mädchen zurück.«

»Nei ... ein, ich bin nicht käuflich!«, zischte Jelena aufgebracht. »Zurjagin hat mich gezwungen!«

»Ach, mit einem falschen Zobel, ja?«

»Falsch?« Jelena senkte den Kopf und stammelte kleinlaut: »Ich dachte doch, er ..., er liebt mich!«

»Na klar doch, Mitja Zurjagin liebt alle seine Mädchen, und wenn sie fliehen, holt er sie zurück. Nee, ... ich hol sie ihm zurück, ich!!! Aber gezwungen oder nicht - irgendwie muss jeder überleben«, brummte Gregory Wassiljewitsch nun einlenkend, ließ Jelenas Hände los, legte sie vorsichtig auf ihren Schoß und wischte sich dann mit dem Handrücken über die Augen. »Im Lager ...«, stockte er, »da lernt man Leute kennen, ... die kennt man besser nicht. Und wenn du draußen bist, da hast du nichts, kein Geld, keinen Job, keine Bleibe.«

»Haben Sie keine Familie, Gregory Wassiljewitsch?«

»Familie, wieso?«

»Ich möchte eine, Gregory Wassiljewitsch. Ich will eine Zukunft! Verstehen Sie? Einen Mann und Kinder und ein Haus mit Hund.«

»Eine Familie, also«, entgegnete Gregory Wassiljewitsch nachdenklich und kratzte sich am Kopf.

Nie und nimmer hätte sie in ihrem Zustand das *Geburtshaus* verlassen können. Nicht, ohne fremde Hilfe. So klammerte sich Jelena dankbar an ihren Begleiter, der seinen Arm um sie geschlungen hatte und sie achtsam über die Seitentreppe führte.

Stufe für Stufe, für Stufe.

»Vorsicht, Kätzchen, ab hier wird's glatt!«, meinte Gregory Wassiljewitsch vor dem letzten Treppenabsatz, während er sich am Geländer aus Gusseisen festhielt und mit der anderen Hand ihren Körper steuerte.

»Danke, Gregory Wassiljewitsch!«, flüsterte Jelena.

Sie machte sich noch keinen Reim darauf, wer oder was ihn umgestimmt hatte. Er musste eine Eingebung gehabt haben. - Oder war es eine Falle?

Jelena strich den Gedanken wieder. Sie wollte daran glauben.

Einmal glauben, dass sich jemand für sie einsetzte. Aber es blieb ihr ein Rätsel, warum er die Schwester in der Registration bestochen hatte und die Herausgabe ihrer Kleidung erwirkte.

Sogar den Zobel!

Und warum er dann in den Schlafsaal gestürmt kam, als sei die Mafia hinter ihm her, und warum er die Sachen auf das Bett warf und sie antrieb: »Dawai, Kätzchen, dawai!«

»Ljenotschka, schnell, steh auf!«, hatte ihre Bettnachbarin als Erste begriffen.

»Du musst dich anziehen!«, rief sie Jelena zu, schnappte sich den Zobel und hielt ihn ihr als Sichtblende vor den Körper.

Jelena brauchte ewig.

Es fiel ihr noch schwer, aufrecht zu stehen; sie fühlte sich wie auf einem schaukelnden Kahn. Immer wieder kippte sie von einem Fuß auf den anderen; zu guter Letzt musste ihr Gregory Wassiljewitsch beim Binden der Schuhe helfen.

»Wie kommen wir weg?«, fragte Jelena jetzt, als sie die Straße erreichten. »Wie schon, wir rufen ein Taxi!«, schrie Gregory Wassiljewitsch gegen den aufkommenden Wind und piff nach einem Auto.

»Und wohin?«

»Gib mir das Handy, sie können dich sonst orten!«

Jelena drückte Gregory Wassiljewitsch das Telefon in die Hand.

»Also, du gehst zu Mütterchen Olga Stepankowa, du kennst sie schon. Sie wird dich aufnehmen. Merk dir: Uliza Blochina 13, gleich über dem Kosmetikstudio! Das betreibt sie. Sie wird dir weiterhelfen. Hier, nimm den Zettel, lerne die Adresse auswendig!«

»Uliza Blochina 13, Uliza ...«, las Jelena und steckte den Zettel in den Zobel.

»Wirf den Zettel nachher weg!«, meinte Gregory Wassiljewitsch beschwörend.

»Und nun viel Glück - mehr kann ich nicht für dich tun, den Rest musst du allein schaffen!«

Jelena umarmte Gregory Wassiljewitsch und flüsterte ihm ins Ohr: »Danke Väterchen, vielen Dank!«

»Schon gut Kätzchen, schon gut, pass auf dich auf ... «

Plötzlich quietschten Reifen auf der anderen Straßenseite, ein feuerroter

Kombi hielt auf sie zu, näherte sich rasant und stoppte jäh neben ihnen. Die Türen auf der Beifahrerseite wurden aufgerissen, zwei Männer in schwarzer Kleidung und Wollmaske über dem Kopf sprangen heraus. Gregory Wassiljewitsch stieß das Mädchen von sich und schrie: »Lauf Kätzchen, la...hauf! Schau nicht zurück, auf keinen Fall zurü...!« Einer der Männer griff nach Jelena, bekam aber nur ihren Zobel zu fassen. Und obwohl sie sich kaum auf den Beinen halten konnte, rannte sie los. Sie rannte um ihr Leben, um ihre Zukunft - ohne sich noch einmal umzudrehen. Ein Schuss fiel. Jelena hastete und stolperte, stand wieder auf, hetzte in ihrem kurzen Kleidchen, dass der Schweiß in Strömen floss, der augenblicklich an den Schläfen gefror. Sie lief über die endlos lange Uliza Komsomola bis zur Ecke, schlug dann einen Haken nach links in die Michaylova, bog auf die Arsenalnaja in Richtung Nawa und rang erst nach Luft, als sie die große Brücke erreicht hatte. »Uliza Blochina 13, über dem Kosmetikstudio«, japste Jelena und schaute über den gefrorenen Fluss. Es schneite weiße Flaumfedern. Die allgewaltige Nawa erstickte bereits in ihrem kristallinen Sarg aus Schnee und Eis, aber irgendwo da hinten, im Nebel, strahlte ein Fünkchen Licht am Turm der Peter-Pauls-Kathedrale.

Veronika Balaj

Messe im Vatikan

Im Sommer,
gegen Abend
in der Freitagsstunde,
in der Basilica San Pietro
streicheln uns
 die Heiligen
mit irdischen Handschuhen
wenn sie durch unser Gedächtnis gehen
und uns leichtgläubig
und abflugbereit machen
vergessend das mit
brennendem Efeu,
listigen Insekten
und verstimmten Umarmungen
volle Bild der Zeit,
die Engel geben uns
Ambrosia und Wein
PAX VOBIS!
malvenfarbene Stille
ein Paar Tropfen Weihwasser
vom Eingang
und deine Träne
für den kommenden
Weggang.

aus dem Rumänischen von Julia Schiff



Ulrike Klein

Das Wort vom Kreuz

Und hängt ein Gott in schauerlichem Sterben,
und ängstigt sich ein Kind vorm Schmerzensmann,
und schaut ein Fremder ohne Fassung an,
wie Qualen Gottes unser Leben färben.

Und holt ein Gott in sich die Lebensscherben,
erlebt, wie Leben nur noch sterben kann,
schaut seine Schöpfung still von innen an,
zerbricht ein Gott in unserem Verderben.

Und fällt ein Glauben durch ein Leben, fällt
die Welt wohin, und löst sich ein Vertrauen,
und fallen Worte in dem Schacht zum Nichts.

Und fällt ein Leben durch ein Glauben, hält
ein Mensch den Atem an, und Lippen kauen,
und ohne Schließen Fassung des Gedichts.

Maria Schmittner

friedensappell

zu spät kam die
warnung.
schon lagen sie geschwächt
am boden.
niedergestreckt.

die stichworte kamen unerwartet.
man konnte sich nicht wehren.
vergessen den Panzer,
schutzlos, des drachenblutes unbedeckte blöße.

eine narbe blieb.



Susanne Brandt

Und immer werde ich wiederkommen

Fast hätte ich die Gedenktafel mit dem kurzen Text neben der Eingangstür übersehen:

*„Ich gebe mir nicht nach. Und immer werde ich wiederkommen – Emmy Ball-Hennings“.**

Die sauber geformten Buchstaben wirken fremd vor dem schlichten, schon etwas verwitterten Hintergrund. Geflickter Putz auf mehrfach übermalten Wänden – so sehen keine Häuser aus, die an große Namen erinnern.

Wie geht das, frage ich mich: Weggehen, ohne dem eigenen Weg zu folgen?

Kann eine, die so geht, überhaupt wiederkommen?

Und wenn es so wäre - ist es dann sie selbst, die wiederkommt?

Oder sind es nur die Gedanken, die sie ausschickt, um ab und zu nach dem Rechten zu sehen? Gedanken, die zurückkehren - hierher, wo es vor mehr als hundert Jahren begonnen hat, dieses seltsam verflogene Leben?

Weggegangen ist Emmy oft. Im Unterwegssein war sie zu Hause.

Vielleicht ist es deshalb so schwer, ihr zu folgen, ohne sich ebenso zu verfliegen.

Wie soll man Geschichten erzählen von einer, die selbst ein Leben lang nach ihrer eigenen Geschichte gesucht hat? Die in der eigenen Erinnerung das Erträumte und das Erlebte nie genau zu trennen wusste? Also träume auch ich...

Ich träume mich hinein in ein Leben, das hier am Rande des Flensburger Hafengebietes auf Kinderfüßen durch die holprigen Gassen hüpfte. Ohne Schuhe vermutlich, aber reich an Fantasie, die von Geräuschen genährt wurde: das gespenstische Knistern an den Öfen der Glashütte, das Tuten der Fördedampfer, das Rumpeln der Wagen auf dem Kopfsteinpflaster, das Seufzen der Frauen und das Lachen der Kinder. Das alles mischte sich zu einer Musik der Straße, zu einem schrägen Vorspiel für die ungezählten Stunden auf den wackeligen Brettern einer Wanderbühne. Denn so ein reisendes Theater zog die junge Emmy bald in ein ganz anderes Leben hinein. Auch in manchen Gedichtzeilen von ihr höre ich etwas von dieser Musik, von diesem Suchen und Träumen, das früh begann und sie fortan wie ein Kontinuum begleiten sollte:

„Ich bin die kleine Unscheinbare / die sich verirrt in Gassen fand / die sich verlor ins Wunderbare / in dir, du Lied der jungen Jahre / das stets in meiner Seele stand.“

Verflogen, verirrt, verloren – ins Wunderbare. Immerhin!

Die Hoffnung auf ein Wunder behielt sie ein Leben lang im Gepäck.

Gerade dann, wenn geliebte Menschen ihren Weg nicht mitgehen konnten - die Männer nicht und auch nicht die eigenen Kinder.

Hoffnungsfunken, entfacht in flüchtigen Momenten der Nähe und Geborgenheit, haben ihren Weg gesäumt, haben sich verdichtet zu Versen und eingemischt in ihr Theaterspiel, haben in der Erinnerung vielleicht für kurze Zeit immer wieder Bilder ihrer Kindheit zum Leuchten gebracht.

Jenes Wiederkommen, von dem die Tafel am Geburtshaus der Emmy Ball-Hennings mit starren Zeichen erzählt, stelle ich mir eher vor wie eine brennende Sehnsucht, an der sich die Weltenwanderin zu wärmen versuchte, wenn ihr der Fahrtwind kalt um die Nase wehte.

Zum Weiterträumen muss auch ich jetzt die engen Straßen ihrer Kindheit verlassen und höher steigen. Nein – nicht so hoch wie sie damals. Nicht hinauf in die Schweizer Berge.

Nur wenige hundert Meter von ihrem Geburtshaus entfernt führt ein Weg heraus aus dem Grau der Industrielagen. Ein sanfter Anstieg - und ich bin von flüsternden Parkbäumen umgeben: stille Zeugen seit Jahrhunderten schon.

Die ausladenden Blätterkronen erinnern sich vielleicht noch daran, wie Emmy mit ihren Freundinnen manchmal durch den Wald zum Baden an den Strand gelaufen ist.

Es kann gar nicht anders sein. Um ans Wasser zu kommen, muss man erst diesen schattigen Hügel überwinden, den die Gletscher der Eiszeit hier zusammengeschoben haben.

Gut möglich also, dass Emmy sah, was ich jetzt sehe: An der höchsten Stelle des steilen Ufers angekommen, wandert der Blick aus dem Dunkel des Waldes über das silbrige Blau der Förde und lässt am Horizont die Weite des Meeres ahnen.

Hier bieten Baumriesen sicheren Halt. Dahinter aber ist alles offen.

Wurzeln und Freiheit, denke ich.

Emmy wird andere Worte dafür gefunden haben.

Vielleicht hat sie diese Landschaft auch schweigend in sich aufgenommen, hat etwas davon mitgenommen in ihr Wanderleben, hat auf Reisen Halt gesucht in diesem Bild - oder eine Vision, um weiter von der Freiheit zu träumen.

Inzwischen ist das Ziel meiner Wanderung erreicht. Vor mir rollen die Ostseewellen träge über die Steine. Ein langer Holzsteg lässt mich noch ein ganzes Stück über das Wasser laufen.

Dann endet der Weg. Verweilen und umkehren - hier ist das möglich.

Bin ich Emmy Ball-Hennings nun doch nachgegangen?

Habe ich mich eingeschlichen in ihr Wanderleben, mit den eigenen Füßen an einem sonnigen Sonntagnachmittag im Juli?

Ich schaue über das Meer und lausche:

„Lass ruben mich in Harfendämmerungen / und lass mich träumen deinen schönsten Stern./

Und wenn das letzte Licht verklungen, / dann sterb ich gern.“

Als sie so dichtete, hat ihr ein Licht noch viele Jahre lang immer wieder neue Farben und Töne geschenkt: leuchtende Worte, die nach langer Reise ankamen im Leben anderer Menschen.

Auch bei mir.

**Emmy Ball-Hennings (geb. 1885 in Flensburg – gest. 1948 in Sorengo bei Lugano) war eine Dichterin und Kabarettistin*

Peter Schwendele

Vegas, Baby

Beide Seitenfenster waren heruntergekurbelt bis zum Anschlag, aber Bjarne lief trotzdem, kaum dass er wieder zwei Minuten am Steuer saß, der Schweiß in mississippibreiten Strömen den Rücken hinunter. Er fühlte sich wie in einer Blechdose, über die jemand eine überdimensionale Lupe hält. Vielleicht hätte er die zwei Becher Kaffee an der Raststätte nicht trinken sollen; bei dieser Hitze weitete das Gesöff die Poren, die ohnehin viel durchlässiger geworden waren, seit er die Fünfzig überschritten hatte. Aber was blieb ihm übrig, er musste schließlich noch ein paar Stunden runterreißen. Dabei wusste er nicht einmal, ob es ihn wirklich nach Hause zog oder ob er doch lieber für immer auf diesem Lkw-Sitz kleben wollte.

Bjarne wischte sich den feuchten Film von der fliehenden Stirn und lenkte seinen Brummi zur A2. Er wollte gerade eine CD mit Hardrocksongs - Steinzeit-Dudeleien, wie sein Sohn spöttisch zu sagen pflegte - einschieben, als er sah, dass vorne an der Auffahrt jemand seinen rechten Daumen in der Sonne bräunte. Bjarne wunderte sich. Er war früher selbst oft getrampt, in den guten, alten Zeiten, doch auf seinen Touren für die Spedition hatte er schon lange keinen Tramper mehr mitgenommen, vor allem deshalb, weil es heutzutage kaum noch welche gab. Genauso wie es keine knalligen Rockkonzerte in kleinen Clubs mehr gab, und keine Abende mehr an Baggerseen, an denen man unerreichbar war für die schnöde Welt, weil man Besseres zu tun hatte als ständig auf ein Smartphone einzuhacken.

Aber da stand tatsächlich ein Tramper, und er stützte sich lässig auf eine akustische Gitarre mit schwarzem Finish. Er trug einen makellos weißen Jumpsuit, dessen perlenbesetzte Stickereien im Sonnenlicht glitzerten. Der breite Gürtel betonte die schmale Taille, und Bjarne dachte etwas pikiert an seine eigene, etwas füllig gewordene Leibesmitte. Der hochgerekte V-Kragen des Einteilers ließ die kantigen Gesichtszüge des Mannes noch markanter erscheinen und das volle schwarze Haar bog sich über der Stirn wie eine perfekte Pazifikwelle. Bjarne zog die Hand vom CD-Player zurück und trat auf die Bremse; er musste einfach halten.

„Vegas?“, fragte der Tramper grinsend, nachdem er die Brummitür aufgemacht

hatte. Bjarne biss die Zähne zusammen. Für ein paar Sekunden hatte er insgeheim, gegen jede Vernunft, gehofft, dass tatsächlich Elvis höchstpersönlich bei ihm einsteigen würde, und jetzt wusste er nicht, ob er erleichtert oder enttäuscht sein sollte.

„Hüpf rein“, sagte Bjarne ein wenig mürrisch und gab Gas. Während er in den Verkehr auf der A2 einfädelte, die sich ihren Weg nach Westen bahnte, beschloss er, doch enttäuscht zu sein. Er überlegte, ob der Typ nicht ein bisschen affig aussah, sagte zehn Minuten lang nichts und blickte scheinbar starr geradeaus. Die Gitarre lag wie ein dösender Hund zwischen ihm und dem Tramper auf dem Fahrerbock. Gegen seinen Willen begann Bjarne, die vertraute deutsche Autobahn in Gedanken mit einem Highway in Nevada zu vergleichen. Der Typ in dem Elvis-Kostüm schien derweil damit zufrieden zu sein, leise vor sich hinzusummen.

Schließlich hielt Bjarne es nicht mehr aus und fragte den Tramper, wie er heiße. Albert, sagte der Typ. Bjarne, sagte Bjarne. Albert sei okay, meinte Albert, aber wenn er wolle, könne Bjarne ihn auch Elvis nennen, überhaupt kein Problem. Ob es Albert nicht zu heiß sei in dem Kostüm, bei diesen Dschungeltemperaturen, erkundigte sich Bjarne zögernd. Albert verneinte. Höchstens könne man sagen, meinte er mit einem Grinsen, dass er sich in diesem Anzug immer heiß fühle, wenn Bjarne wisse, was er meine.

Bjarne war sich nicht ganz sicher, ob er es wusste, aber das Ganze wurde ihm jetzt doch zu dumm, und so fragte er endlich frei heraus, was eigentlich mit Albert los sei, dass er am helllichten Tag in so einem Nachtclub-Aufzug am Autobahnzubringer stehe und den Daumen in die Luft halte.

„Die Band hat mich vergessen“, sagte Albert knapp, und fügte, Bjarne skeptischen Blick bemerkend, erklärend hinzu: „Ich bin Elvis-Imitator, der King ist mein Leben.“

Und dann fing er an zu erzählen. Wie er damals, als 15-Jähriger, so geschockt war vom Tod Presleys, dass er mit magischer Wucht in die weltumspannende Elvis-Gläubigergemeinschaft katapultiert wurde, „obwohl ich vorher kein großer Fan war, verstehst du?“. Dass er plötzlich gar nicht anders konnte, als sein Talent dazu zu nutzen, wie Elvis zu singen, sich wie Elvis zu bewegen, zu Elvis zu werden, sobald man ihm ein Mikrofon vor die Nase hielt. Dass er fast jedes Wochenende einen Auftritt habe, meist zwischen Ruhr und Weser, manchmal Solo, manchmal mit Band, „meistens geile Sausen, Alter“. Nur: Das Geld sitze heutzutage so locker wie gebackener Zement und sie könnten froh

sein, wenn pro Gig ein Hunderter pro Nase hängen bleibe.

„Es macht echt Laune“, erzählte Albert, „nur heute, da gab's ´n bisschen Stunk auf der Fahrt, na ja, du weißt schon: musikalische Differenzen und so, und bei der Raststätte wollten sich alle mal die Beine vertreten und wieder ein bisschen runterkommen. Ich bin dann nochmal aufs Klo, mich pudern, und als ich wieder rauskomme, waren alle weg. Futsch! Komplett! Der VW-Bus, der Ford und der Benz, wo ich zuletzt drinsaf. Wegen dem Stunk wollte ich eigentlich in den Bus wechseln, aber das haben wohl nicht alle mitgekriegt. Schätze, die denken jetzt, ich sitz' beim jeweils anderen drin und haben keinen Plan, dass ich gar nicht an Bord bin.“ Er sah Bjarne grinsend an. „Kannst du dir das vorstellen? Die vergessen mich glatt am Straßenrand, dabei bin ich die Hauptattraktion des Abends, der King.“

Bjarne war sich nicht sicher, ob er die Story glauben sollte. Vorsichtig meinte er, dass Albert ja wohl mächtig sauer sein müsse wegen dieser Geschichte.

„Ach was, das ist Rock'n` Roll. Außerdem bist du ja aufgetaucht. Du fährst nicht zufällig bis Gütersloh, da findet heute Abend der Gig statt?“

Bjarne, dessen Tour eigentlich Zuhause in Bielefeld endete, versuchte locker zu klingen. „Gütersloh ist nicht gerade Las Vegas, was?“

Albert dagegen wurde plötzlich ernst. „Ich sag dir was, Kumpel: Las Vegas ist überall, wo du willst, sogar in Gütersloh. Es liegt allein an dir.“

Bjarne sagte lange Zeit nichts mehr. Schließlich fragte er Albert, ob er nie daran gedacht habe, eigene Songs zu spielen, sein eigenes Ding zu machen, „versteh' mich nicht falsch, ich meine, richtig kreativ zu sein.“

„Doch, mit 14 hab' ich noch so gedacht, aber als Elvis starb, war mir mit einem Schlag klar, dass die Welt meinen eigenen Kram nicht braucht. Ich wusste, ich würde nie etwas zustande bringen, was auch nur annähernd so gut ist wie das, was er gemacht hat. Ich würde nur mein Ego polieren und ein paar larmoyante Lieder über meine billigen Alltagssorgen in halbvollen Kneipen schrammeln. Nein, danke! Klingt pathetisch, aber ich will lieber ein Teil dieses mächtigen Vehikels sein, das eine einzigartige Vergangenheit, die niemals enden darf, in die Zukunft transportiert.“

Bjarne schluckte und wehrte sich nicht länger gegen die Fragen, die in seinem Kopf rotierten. Wollte er wirklich so weitermachen wie die letzten mageren Jahre? Weiter im Standby-Modus leben, von nichts wirklich bewegt, von nichts wirklich berührt, sparsam mit seinen Empfindungen bis zur Geizigkeit? Was

würde seine Frau sagen, wenn ihm der Blick in den Rückspiegel nicht mehr genügte? Was würde sie tun, wenn er ihre Hand nähme und zu ihr sagte: „Vegas, Baby!“

In seine Grübeleien hinein griff Albert zur Gitarre und begann, „Heartbreak Hotel“ zu singen, und Bjarne meinte, er würde tatsächlich Elvis hören. Elvis, den er respektiert hatte, in einem intellektuellen Sinn, als jemanden, der den Boden für seinen geliebten Hardrock bereitet hatte. Groß interessiert hatte er sich nie für ihn. Aber jetzt fühlte er sich Elvis sehr nahe, oder Albert, oder beiden. Im Rhythmus des Songs schoss der Lkw wie auf einem schnurgeraden Highway entlang. Was rechts und links von diesem grauen Band lag, flimmerte in Bjarne Augenwinkeln wie wüstenähnliche Streifen, Abendhitze verströmend. Vor ihm spannte sich eine rote Sonne untergehend über die Szenerie. In ihrem Leib glitzerten Lichter - das Versprechen auf eine Stadt, so fremd wie vertraut. Bjarne drückte das Gaspedal durch, kniff die Augen zusammen, und es war ihm, als könne er in die Sonne hinein brausen. Aber, so sagte er sich, ganz sicher nicht ohne Umweg über Gütersloh.



Sarah Kayß

Ich bin ein Körnchen Sand

Ich bin ein Körnchen Sand
nebeneinander liegen wir: Artgenossen
eng ist es: unüberschaulich

der Regen treibt uns näher zusammen
so unendlich viele sind wir
man könnte meinen: eine Gemeinschaft

ein großes Ganzes
ein Kollektiv, sozusagen
ein Körnchen wie das andere
- und doch nicht

liegen voneinander nicht weit entfernt
kennen einander dennoch nicht
was vereint: die Körnchenkeit
sonst, nicht viel

könnten den ganzen Tag quasseln
uns kennen lernen & verstehen
schweigen jedoch, einsam
sozial inkompetent, vielleicht

Größenwahn: Wären lieber ein Fels
eine Bucht oder Teil einer Insel
Sinn würde das machen
glücklicher wären wir

noch enger aneinander
dann: unfähig zu sprechen
eingequetscht, endlich entschuldbar

alle träumen davon
ständig, unaufhaltsam
Ich allerdings nicht.

Möchte in eine Sanduhr
ganz alleine: als einziges Korn
zähle die Zeit: null
falle von oben nach unten

zack: vorbei, weniger als eine Sekunde
gebe mir selbst Signifikanz
mache mich zum Oberkorn
zum Anfang & zum Ende

Autoren, Übersetzer, Bildkünstler

Veronica Balaj Fernsehjournalistin, lebt in Timisoara/Rumänien. Studium der Journalistik an der Universität Bukarest. 1993 Praktikum bei Radio France International. Zurzeit Redakteurin an der Kulturabteilung des Radio Timisoara. Mehrere Buchveröffentlichungen. In der Übersetzung von Julia Schiff erschien 2009 *Pironetten auf Stelzen*, Brumar-Verlag, Temesvar (zweisprachig). Rumänischer VS-Preis.

Michael Johann Bauer *1979 in Schrobenhausen, lebt bei Karlsruhe. Studium der Forstwirtschaft. Umweltpädagoge. Gedichte und Kurzprosa in Literaturzeitschriften und Anthologien. Graphische Arbeiten.

Ulrich Bergmann *1945 in Halle/Saale, lebt in Bonn. Mitglied im VS. Hg. des online-Magazins PHILOTAST. Mitherausgeber v. DICHTUNGSRING. Veröffentlicht visuelle Lyrik, Kurzgeschichten, Theater- u. Kunstkritiken, Rezensionen, Essays. Mehrere Einzeltitel.

Sabine Bentler *1970 in Koblenz, aufgewachsen zu Wasser und zu Lande, „ordnet ihre Welt von Kindesbeinen an schreibend“. Die journalistische Tätigkeit der frühen Jahre weicht mehr und mehr der kreativen Schreiarbeit. Autorin von Kurzprosa. Veröffentlichungen in Tageszeitungen und Literaturzeitschriften.

Marlies Blauth *1957 in Dortmund, lebt in Meerbusch/Düsseldorf. Studium der Kunst u. Biologie an der Universität Wuppertal. Dipl. Kommunikationsdesignerin. Ausstellungen im In- und Ausland (Malerei, Druckgrafik, experimentelle Techniken). Veröffentlicht Lyrik und Prosa in Anthologien und Zeitschriften (VERNETZE, ASPHALTSPUREN u. a.). Dorstener Lyrikpreis 2013.

Susanne Brandt *1964 in Hamburg, lebt in Flensburg. Studium der Kulturwissenschaften und des Bibliothekswesen. Weiterbildung in rhythmisch-musikalischer Erziehung, Poesie- und Bibliothektherapie. Mitglied der Textautoren- und Komponistengruppe TAKT u. der Europäischen Autorenvereinigung Die Kogge. Neben Fachpublikationen verfasst sie Gedichte, Geschichten, Essays, Musikstücke. Mehrere Preise für Lyrik und Liedertexte. Mehrere Einzeltitel.

Micaela Daschek *1966, lebt in Berlin. Dipl. Sozialpädagogin. Veröffentlichungen v. Gedichten und Kurzgeschichten in Anthologien und Zeitschriften. Erfolgreiche Teilnahme an Schreibwettbewerben.

Anna Drujan *1999, lebt in Egelsbach. Schülerin, Wöhlerschule in Frankfurt/Main. Schreibt kurze Prosatexte. Bisher noch keine literarischen Veröffentlichungen.

Renegald Gruwe *1956 in Berlin, lebt dort. Arbeitet als Schlagzeuger in diversen Musikgruppen sowie in Tonstudios als Tontechniker und Produzent. Schreibt Gedichte, Liedertexte, Kurzgeschichten, Erzählungen und Romane. Einzeltitel: *Gedankenteilung* (Erzählungen), Verlag 28 Eichen, Barnstorf, 2007; *Deckfarbe* (Roman), Gmeiner-Verlag, Meßkirch, 2014.

Gesine Haerting *1958, lebt in Halle (Saale). Ärztin. Audiotherapeutin. 1994 - 2006 ehrenamtliche Politikerin. Seit 2006 schreibt sie Kurzgeschichten und Gedichte. Bisher keine Veröffentlichungen.

Bernhard Hagemeyer *1939 in Bottrop, lebt in Bonn. Dipl. rer. pol. War in Südamerika, Spanien, EU/Brüssel, Bonn/Berlin gesellschaftspolitisch beratend tätig. Künstlerische Foto-und Grafikarbeiten.

Tanja Hanika *1988 in Speyer, lebt an der Mosel. Studium der Germanistik und Philosophie an der Universität Trier. Veröffentlicht Kurzgeschichten in Anthologien und Literaturzeitschriften (bei Edition Paashaas Verlag, Codi-Verlag oder in der Zeitschrift ASPHALTSPUREN etc.) Mit *Mutprobe im Spukhaus* bei XUN gewann sie 2012 den ersten Platz des Kurzgeschichtenwettbewerbs.

Herwig Haupt *1938 in Werdermühle/Niederschlesien, lebt am Mittelrhein. Mitbegründer der Autorengruppe DIE BRÜCKENSCHREIBER. Zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften. Einzeltitel: *Wieder Lust auf ein Bier. Kurzprosa für nachher*, Ludwigsburg, 2011.

Linn Hansen *1994, in Hamburg, lebt dort. Abitur 2013. Veröffentlichung der Kurzgeschichte *Letzter Sommer* 2013 in der Anthologie Menschen unterm Sternenhimmel, Elbverlag, und des Gedichts *Drabtseiltänzer* 2013 im Rahmen des Jokers-Lyrik-Preis.

Steve Hoegener *1983 in Esch-sur-Alzette (Luxemburg), lebt in Luxemburg-Stadt. Polyglott. Magister in Germanistik u. Geschichte, Universität Trier. Teilnehmer am Sokrates-Programm der EU. Scriptwriter für Kurz- und Kinofilme. Nominierung des Spielfilms *Heemwei* (nach seinem Drehbuch).

Astrid Jahns *1972 in Wolfsburg, lebt in Hannover. Besuch der Fachoberschule für Kunst u. Gestaltung. Grafik-Design-Studium (Diplom) an der Fachhochschule Hannover. Seitdem freiberuflich tätig als Künstlerin u. Autorin v. Collagen, kurzen Texten, Gedichten, Filmsequenzen. Versch. Publikationen und Ausstellungen.

Annabell Jimenez *1988, lebt in Koblenz. Erzieherin in Ausbildung. Mit 12 J. verfasste sie ihre ersten Gedichte. Vor sechs Jahren begann sie, Kurzgeschichten zu schreiben. Debüt mit *Innenansicht*, Kurzprosa, in MATRIX Nr. 3-4, Ludwigsburg. 2013.

Sarah Katharina Kayß *Koblenz, lebt in London und Witten (Deutschland). Studium der Geschichtswissenschaften, vergl. Religionswissenschaften u. britischer Kolonialgeschichte. Seit 2012 Promotionsstudentin am King's College in London. Veröffentlicht Fotografien, Gedichte und Essays in deutschen und ausländischen Zeitungen, Zeitschriften, Anthologien und Literaturmagazinen.

Tengis Khachapuridse *1952 in Tbilissi (Georgien), lebt dort. Studium der Wärmetechnik und Kraftanlagen an der TU Georgien und der Germanistik am Institut f. Fremdsprachen Tbilissi. Promotion. 2001 Beginn seiner literarischen Tätigkeit als

Übersetzer. Seit 2006 schreibt er eigene Texte in georgischer und deutscher Sprache. Zwei Preise u. mehrere literarische Auszeichnungen, Förderungen und Stipendien in Deutschland und Österreich, zahlreiche Publikationen.

Ulrike Klein *1947 in Nürnberg, lebt wieder dort. Bislang keine belletristischen Veröffentlichungen.

Christian Knieps *1980. Studierte Literatur und Volkswirtschaft in Bonn und Mainz. Publiziert Prosa und Theaterstücke, Computergrafiken. Vorstandsmitglied des DICHTUNGSRING seit 2013.

Klaus Knoll Studium der Literaturwissenschaft, Publizistik und Fotografie in Salzburg, Wien u. Montpellier, Vermont. 1986 Förderpreis des Landes Oberösterreich für das Projekt eines Internats-Romans. Lektor am Germanistischen Institut der Kagawa Daigaku, Japan. 2006 Artist in Residence an der Lingnan Univ. Hong Kong, anschl. Prof. f. Fotografie an der Univ. v. Hawaii. Veröffentlichungen v. Kurzgeschichten in Literaturzeitschriften und Anthologien.

Nadia Kraam *1967 in Prag als Tochter eines afghanischen Ehepaares, lebt in Dinslaken. 1980 Flucht mit ihrer Familie aus Afghanistan. Aufgewachsen in Bonn. Studium der Sozialpädagogik in Köln. Promotion an der Universität Wuppertal. Schreibt Lyrik und Prosa. Einzeltitel 2012: *Lippenbekenntnisse* (Gedichte); *Das Mädchen aus Bamiyan* (Roman), beide in: CreateSpace Independent Publishing Plattform, Amazon Distribution Leipzig.

Katja Kutsch-Steckstor *1976 in Aachen, lebt in Hürth. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften. 1. Platz beim DeLiA-Kurzgeschichtenwettbewerb 2006 für *Luftschloss*. Einzeltitel: *Schützenfest*, Erzählungen (Jan.07 Landpresse Verlag)

Christoph Leisten *1960 in Geilenkirchen, lebt als Autor u. Lehrer in Würselen/Aachen. Seit 2001 Mitherausgeber der Kulturzeitschrift ZEICHEN&WUNDER. Initiator der euregionalen Tage der Poesie. Veröffentlichung v. Lyrik, Prosa, Essays u. Rezensionen in Anthologien, Literaturzeitschriften u. Feuilletons. Mehrere Einzeltitel. Zuletzt: *bis zur schwerelosigkeit* (Rimbaud, Aachen, 2010).

Nicole Makarewicz *1976 in Wien, lebt dort. Journalistin und Autorin. Studium der Kommunikationswissenschaft, Soziologie u. Psychologie. Gewinnerin des Forum Land Literaturpreises 2009. Zudem Krimistipendium Tatort Töwerland 2012 sowie zwei Arbeitsstipendien. Zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Einzeltitel: *Jede Nacht* (Erzählungen), *Tropfenweise* (Roman), Seifert-Verlag, Wien.

Ilija Matusko *1980, lebt in Berlin. Studium der Soziologie, Politikwissenschaften u. Psychologie an der Universität München. Redakteur u. Online-Journalist. Schreibt Drehbücher, Erzählungen und u. an dem Roman *Milo lügt und denkt die Wahrheit*. Bislang veröffentlicht sind die Kurzgeschichten *Dekkers Sturz*, *Der Bote* (Schreibwettbewerb des

buchjournals 2012) u. *Ins Holz*. 2014 – Teilnehmer der Schreibwerkstatt der Jürgen Ponto Stiftung.

Caroline Meyer *1981 in Bochum, lebt in Jena. Studium der Kunsttherapie, Literaturwissenschaft, Geschichte und Philosophie in Ottersberg, Oldenburg und Jena. Verfasst Lyrik und Kurzprosa.

Siegfried Mundt *1940 in Wismar, lebt in Portugal. Schiffbauer. Schreibt Kurzprosa und Romane. Im DICHTUNGSRING 2000 - 2011. Veröffentlichungen von Texten u. Zeichnungen/grafischen Arbeiten in Literaturzeitschriften.

Ronald Pacholski *1969 in Guben, lebt in Neuss. Kaufmännische Ausbildung, später Studium in Erfurt. Tätig in der Logistikbranche. Veröffentlichungen v. Kurzgeschichten u. Erzählungen in Anthologien u. Printmedien. 2. Preis beim Moerser Literaturpreis 2011 mit der Erzählung *Lockentanz*.

Angelika Pauly *1950 in Wuppertal, lebt dort. Schriftsetzerin u. Buchdruckerin. Studium der Mathematik an der Bergischen Universität Wuppertal und der Fernuniversität Hagen. Mitglied der Lyrikfreunde Wien. Zahlreiche Veröffentlichungen: Erzählungen (u.a. *Julius zwischen den Welten*, Hierreth-Verlag), Lyrikbände, Märchen- und Kinderbücher, darunter die Kinderbuchreihe *Emile und Emilia*, Codi-Verlag.

Dorothea Reinecke *1973, lebt in Güstrow. Studium der Soziologie und Sprachen an versch. Universitäten Deutschlands. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften (zuletzt 2013 in FEDERWELT, KRAUTGARTEN und RISSE) sowie in Tageszeitungen und Wochenzeitschriften. Seit 2009 Mitglied der GEDOK (Sparte Literatur).

Francisca Ricinski *in Tupilati/Rumänien, lebt seit 1980 im Rheinland. Leitende Redakteurin von MATRIX, Ludwigsburg. Mitglied im VS und PEN. Mehrere Preise. Autorin v. Lyrik, Kurzprosa, Dreh- und Kinderbüchern, Theaterstücken, Essays, Interviews, Fotocollagen.

Anneliese Rieger Kindergartenpädagogin. MA-Studium der Philosophie an der Universität Wien. 2013 im Kulturforum der Österreichischen Botschaft in Peking tätig. Herausgeberin der geisteswissenschaftlichen Zeitschrift PENART. Veröffentlichung in Flügelschlag. Literatur aus Österreich, Wien, AV Buch 2013.

Nannah Rogge (Helga Rodrian) * in Mainz. Als Barbara Götz (Mädchenname) schrieb sie über zwanzig Jugend- und Kinderbücher, darunter: *Dreimal Stern und fünfmal Schnuppe*, Arena Verlag; *Zwischen Siebenberg und Sechsental*, Jugend und Volk; *Der seltsame Mister Popp*, Thienemanns Verlag. Autorin von Romanen, Novellen, Hörspielen. Zahlreiche Rundfunkgeschichten. Geschichtenpreis bei Okapi-Verlag 2012, Dorstener 7. Lyrikpreis 2013.

Renate Sattler *1961, lebt in Magdeburg. Studium der angewandten Kulturwissenschaft in Meißen. Kulturpolitische Mitarbeiterin in der Akademie f. Bildung u.

Kulturförderung. Seit 2011 Vorsitzende des VS, Landesverband Sachsen-Anhalt. Stipendium des Landes Sachsen-Anhalt. Teilnahme am 1. Poesiefestival in Armenien, 2013. Gedichte u. Erzählungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Einzeltitel. Zuletzt: *Das Schweigen des Quetzals*, Lyrik, Elbe-Havel-Verlag, 2013.

Robert Schaus *1939 in Nieder-Emmels, lebt in G'doumont/Malmedy (Belgien). Mitglied des belgischen PEN. Literaturpreis des Rates der DG 1986 u. 1992. Zahlreiche Beiträge in Literaturzeitschriften und Anthologien. Mehrere Einzeltitel. Zuletzt: *Das Floß*, 2007, édition Krautgarten, Neundorf; *Tu es là*, 2010, de l'écrit au livre, Nantes. Seit 1990 als Künstler tätig, bearbeitet vorwiegend Sperrholzplatten. Gruppen- und individuelle Ausstellungen.

Julia Schiff *Detta/Rumänien, lebt in München. Dipl.-Philologin und Übersetzerin (Belletristik). Journalistin, Literaturkritikerin. Mitglied im rumänischen VS. Schreibt Gedichte und Prosa, zuletzt: *Verschiebungen* (Roman, 2013) und *Regungslos* (Lyrikübersetzung aus dem Ungarischen), Ludwigsburg 2012.

Clemens Schittko *1978 in Ostberlin, lebt in Berlin-Friedrichshain. Ausgebildeter Gebäudereiniger und Verlagskaufmann. Lauter niemand preis für politische lyrik, 2010. 2011 erschien: *Und ginge es demokratisch zu* (SuKuLTuR, Berlin).

Daniela Schmidt *1981 in Ludwigshafen, lebt dort. Studium der Malerei und Fotografie an der Kunstakademie Mannheim. Dozentin für Kunst an der Kölner Malschule in Mannheim. Studium an der Freien Journalistenschule Berlin. Freie Mitarbeiterin beim Mannheimer Morgen. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Online-Magazinen. Einzeltitel: *Wellen im Flug und Flügelschlag weit* (Gedichtbände); *Schankelstühle* (Roman).

Maria Schmittner *1966, lebt und arbeitet in Salzburg. Ihre Gedichte wurden in JUNGE TEXTE (Hg. Hüneburg, Textkontorverlag) sowie in der Kulturzeitschrift DRIESCH und dem Katalog der Finalisten des Lyrikwettbewerbs Artexperience (in Baden bei Wien) veröffentlicht.

Marlene Schulz *1961 in Heidelberg, lebt in Hofheim/Taunus. Erziehungswissenschaftlerin. Stipendiatin am Institut f. kreatives Schreiben in Bad Kreuznach. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften (DRIESCH, STERZ, eXperimenta, ASPHALTSPUREN, DIE NOVELLE, &RADIESCHEN).

Brigitte Soedersen *1959 in Krefeld, lebt in Bosau. Schreibt Kurzgeschichten und Gedichte. Erster Roman in Fertigstellung. Mitglied der Krefelder Textweber. Veröffentlichungen in Anthologien wie GLÜCKSSACHE und AUF REISEN (polamedia Verlag), VERRÜCKT NACH LEBEN (custos Verlag), Jokers Gedichte Datenbank.

Alke Stachler *1984 in Timisoara/Rumänien, wohnt in Augsburg. Studium der Kunstgeschichte, Englischen und Neueren deutschen Literaturwissenschaften an der Universität

Augsburg. Autorin und Lektorin. Veröffentlichungen in Anthologien u. Zeitschriften, zuletzt in: DER GREIF, KRAUTGARTEN, SILBENDE_KUNST etc.

Bernhard Schwarzwald *1974. Ausgebildeter Restaurator und Bildhauer. Arbeitet in Wien und Salzburg. Illustriert Gedichte (JUNGE TEXTE, TEXTKONTOR, DRIESCH) und Kinderbücher. 2013 Gewinner des Märchenillustrationswettbewerbes MÄRCHEN HEUTE.

Peter Schwendele *1965, lebt im südbadischen Schopfheim. Dort Journalist bei einer Tageszeitung tätig. Veröffentlichungen von Kurzgeschichten in Literaturzeitschriften (ENTWÜRFE, LICHTUNGEN, DRIESCH, EXOT, EROSTEPOSTE etc.) sowie in Anthologien wie ROSA IST DAS GRAU DER OPTIMISTEN zum 22. Würth-Literaturpreis 2011.

Andrea Temme *1963 in Magdeburg, lebt in Berlin. Fachhochschulstudium. Absolventin von mehreren kreativen Schreibkursen. Mitautorin der Sammlung Hinfahrt mit Rückblick. 2. Platz (Lyrik) im GOLDSTAUB Wettbewerb der Autorinnenvereinigung e.V., 2011.

Olivia Thieme *1995, aufgewachsen in oberbayr. Seebruck am Chiemsee. Schülerin am Gymnasium Landschulheim Schloss Ising. Erfolgreiche Teilnahme an musikalischen Wettbewerben. Aufnahme einer CD mit eigenen Liedern. Seit einem Jahr nimmt sie erfolgreich an Literaturwettbewerben teil.

Valentin Moritz Tritschler *1987 in Niederdossenbach. Studium der Germanistik u. Hispanistik in Berlin. Teilnehmer des Autorenkollegs bei Rainald Goetz. Seitdem auf kleineren Lesebühnen Berlins wirkend. Derzeit Praktika bei Hanser Berlin und im Literaturhaus Lettrétage sowie Arbeit an einem umfangreicheren Textprojekt zum Leben des 92-jährigen Großvaters.

Katja Vogel *1972 in Baden-Württemberg, lebt in Freiburg im Breisgau. Studium der Musik- und Kulturwissenschaft, Germanistik. Orgelbauer, Pflegekraft. Schreibt Prosa.

Alexander Weinstock *1985, lebt und arbeitet in Köln. Schreibt Theaterstücke und Lyrik. Veröffentlichungen in Zeitschriften u. Anthologien, u.a. UMLAUT, DICHTUNGSRING, FEDERWELT, ASPHALTSPUREN. Preisträger bei POSTPOETRY 2010 u. beim Hildesheimer Lyrikwettbewerb 2012.

Manuel Zerwas *1987 in Speyer. Master of Education (Germanistik, Sport), Uni Mainz. 2011 1. Platz bei POETRYWEB in der Kategorie Kurzgeschichte mit *Ziel erreicht*. Vorstellung selbigen Textes auf der Frankfurter Buchmesse 2011. Preisträger des Wettbewerbs Junges Literaturforum Hessen-Thüringen. Neuere Veröffentlichungen, u. a: *Tür zur Hölle*, 2013, in Anthologien wie UNTER FREMDEN DECKEN im Schreiblust-Verlag sowie IRGENDWIE KAPUTT in der Literaturzeitschrift STERZ.